



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Satans-Zwerge von Sylt

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Die Satans-Zwerge von Sylt

John Sinclair Nr. 303

von Jason Dark

erschienen am 24.04.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Satans-Zwerge von Sylt

Die Satans-Zwerge von Sylt Sieben Dolche hatte Mandra Korab besessen. Doch Luzifer, der oberste Höllenherrscher, sah in ihnen eine Gefahr. Mit einem Trick riß er die Waffen an sich. Und er schleuderte die sieben Dolche dorthin, wo sie für und nicht gegen ihn arbeiten konnten. Drei Dolche hatten meine Freunde und ich bereits gefunden.

Die Suche nach dem vierten führte uns auf die Insel Sylt und zu den dämonischen Satans-Zwergen…

Zuerst knarrte eine Tür. Danach flammte Licht an der Decke auf. Es riß die zahlreichen Strandkörbe aus der Dunkelheit, die in diesem Kellerraum lagerten.

Dann waren Schritte zu hören. Eine Person kam die Kellertreppe herab. Vom Stufenende her hätte ein Zuschauer zunächst nur die Beine gesehen, die von breiten Hosenaufschlägen umflattert wurden. Der Oberkörper erschien, ein gewaltiger Bauch, über den sich das blauweiß gestreifte Hemd spannte, es folgte ein massiger Brustkasten, auf dem ein fast viereckiger Kopf ohne Hals saß, wenigstens war er inmitten der Speckfalten nicht mehr zu sehen.

Die Gesichtshaut des Mannes mit dem strohblonden Haar zeigte einen roten Schimmer. Die Anstrengung hatte ihn hinterlassen, denn bei dem Gewicht fiel es einem Menschen nicht leicht, die lange Kellertreppe hinunterzusteigen.

Was sein mußte, das mußte eben sein.

Lars Lengerich gehörte zu den Menschen, die im Sommer viel Geld verdienten. Er vermietete Strandkörbe. Und das Geld, das er im Sommer einnahm, mußte auch für den Winter reichen, denn seine kleine Fahrrad-Reparaturwerkstatt warf nicht genug ab, um sich über Wasser halten zu können.

Im Winter, wenn er Zeit hatte, reparierte und säuberte er die Strandkörbe.

Das war eine Schufterei, denn ihm gehörten über 200 dieser Körbe. Eine Hilfe hatte Lars Lengerich trotzdem nicht, er arbeitete allein.

Die bereits überholten und reparierten Körbe wollte er dann in einen Nebenraum bringen.

Im zweiten Raum brannte kein Licht.

Lars Lengerich hakte seine Finger unter den Gürtel und zog die Hose in die Höhe, bevor er sich mit schaukelnden Schritten in Bewegung setzte, um auch im Nebenraum das Licht einzuschalten.

Auf der Schwelle blieb er plötzlich stehen.

Lars wußte im ersten Moment auch nicht, weshalb er so reagierte, aber er wollte nicht mehr weitergehen.

Etwas störte ihn.

Ein seltsames Geräusch.

Es hörte sich an wie ein hohles Pfeifen, und dazwischen vernahm er ein Knirschen.

Lars war so geschockt, daß er nicht daran dachte, auch im Nebenraum das Licht einzuschalten. Er wußte nur, daß dieses seltsame Geräusch nicht in diese Atmosphäre paßte.

Er dachte an einen Einbrecher. Nein, nicht im Winter, wenn auf der Insel nichts los war. Das konnte er sich abschminken. Das Geräusch mußte einen anderen Grund haben.

Vielleicht ein Tier?

Er hatte lange keine Ratten mehr gesehen. Als Kind die letzte, aber es konnte sich durchaus auch etwas anderes in diesen Keller verirrt haben.

Plötzlich hörte er ein Keuchen, das durch den Raum schwang und eine Gänsehaut über seinen Rücken trieb.

Den Gedanken an ein Tier wies er nun weit von sich. Dieses gequälte Atmen deutete auf einen Menschen hin.

Der hatte sich dort versteckt!

Trotz seiner Größe und der massigen Figur war Lars ein Feigling.

Zudem konnte er seine Kräfte kaum richtig einteilen, er hatte große Schwierigkeiten mit der Kondition, und auf einen langen Kampf konnte er sich in keinem Fall einlassen.

Deshalb ging er nicht vor, sondern zurück. Lars Lengerich wollte überhaupt nicht sehen, was in dem zweiten Raum vorging, er merkte nur, daß sich dort etwas Unheimliches tat, denn die Gefahr rollte wie eine Welle auf ihn zu. Und die spürte er.

Lars drehte sich nicht, sondern schritt rückwärts auf die Treppe zu.

Dabei hob er seine Füße kaum vom Boden ab. Sie schleiften darüber hinweg, unter den Sohlen knirschte der Staub, und den Eingang behielt Lars Lengerich stets im Blickfeld.

Noch war er leer, zeigte sich dort nur ein düsteres Viereck, das sich vom Boden her abhob und bis zur Decke reichte. Das Licht aus dem ersten Raum fiel zwar über die Schwelle, versickerte aber sehr schnell und wurde von der Dunkelheit aufgesaugt.

Nur ein schmaler, heller Streifen blieb.

Lars zuckte zusammen, als er mit der Hacke gegen die Kante der untersten Treppe stieß. Es war nichts, nur die Tatsache allein, daß er den Widerstand spürte, erschreckte ihn so sehr, und er schaute nach hinten.

Genau in dem Augenblick erschien ein kleiner Schatten auf der Türschwelle, der sich allmählich von dem helleren Licht abhob und Konturen annahm. Lars Lengerich bemerkte es in dem Augenblick, als er sich umdrehte.

Eine Sekunde ist eine sehr kurze Zeitspanne. Sie kann auch lang werden, und das wurde sie für den Mann in diesem Augenblick.

Seine Augen weiteten sich, das Blut wich aus seinem Gesicht, er wurde leichenblass, denn mit dem Erkennen des Gegenstandes auf der Türschwelle, wurde für ihn ein Alptraum wahr.

Vor ihm stand ein Zwerg!

Er reichte dem Mann nicht einmal bis zum Oberschenkel und sah wie die Figur aus einem schaurigen Märchen aus.

Dunkelbraun mit einem nackten kahlen Kopf, der im Verhältnis zum Körper übergroß wirkte. Haarlos präsentierte sich der Schädel, und die Augenschlitze sahen aus wie mit dem Messer hineingeschnitten.

Dabei leuchteten sie in einem knalligen Rot. Das Gesicht wirkte irgendwie zusammengedrückt und besaß negroide Züge.

Hoch und spitz stachen die Ohren vom Schädel ab, während die Lippen wie zwei aufgeworfene Hautfalten wirkten. Der Zwerg war nackt und völlig geschlechtslos.

Seltsam lang kamen dem Mann die Finger vor.

Eine Hand hatte das kleine Wesen zur Faust geballt. Und zwischen den Fingern hielt es etwas, das Lars am meisten erschreckte.

Es war ein glühendes Lasso!

Urplötzlich bewegte das kleine Wesen den rechten Arm und sprang gleichzeitig vor. Die Faust öffnete sich, etwas jagte aus ihr heraus, sirrte durch die Luft und öffnete sich während des Fluges.

Eine Schlinge, dachte Lars noch.

Da hatte es ihn schon erwischt.

Mit einer tödlichen Präzision senkte sich die glühende Schlinge über seinem Kopf, den er nicht mehr zur Seite bekam. Noch in derselben Sekunde spürte er den Schmerz.

Der Zwerg hatte die Schlinge zugezogen. Die glühende Schleife verschwand im Speck des Halses. Sie war nicht mehr zu sehen, auch dann nicht, als der Mann nach hinten ging, röchelte und rücklings die Stufen der Treppe hoch wankte.

Er schaffte nur zwei.

Entkommen lassen wollte ihn der Zwerg nicht, deshalb zog er mit erstaunlicher Kraft die Leine des Lassos straff.

Dann zog er.

Lars riß seinen Mund auf. Röchelnde Laute drangen aus dem Rachen.

Die Augen wurden groß wie nie. Seine Gestalt wankte, die Zunge schnellte zwischen den Lippen hervor, und im nächsten Moment verlor er das Gleichgewicht.

Ohne sich abstützen zu können, prallte er auf den Boden. Er schlug auch mit dem Gesicht auf, seine Nase bekam einiges mit, und unter seinem Gesicht sickerte allmählich eine Blutlache hervor.

Der Zwerg aber glitt zurück in die Dunkelheit des zweiten Raumes.

Die Lassoleine blieb dabei gespannt.

Dies sehr lange…

Als der unheimliche Zwerg sicher war, daß kein Leben mehr in dem Körper steckte, schritt er langsam vor, ohne allerdings sein Mordlasso loszulassen.

Neben dem Opfer verhielt er seinen Schritt.

Ein sehr helles Lachen drang aus seinem Maul.

Dann hob er seinen nackten Fuß.

Er setzte ihn haargenau auf die Brust des Toten und drückte langsam zu. Immer weiter, und etwas Schreckliches geschah.

Der Körper hatte sich verändert. Er war zu Sand geworden. Die

Kleidung fiel ineinander. Aus den Hosenbeinen, aus den Armlöchern rieselte der Sand ebenso wie aus dem Kragenausschnitt.
Das Gesicht verging.
Zurück blieb Sand.
Gelb, mit einem leicht braunen Schimmer versehen.
Der Zwerg verschwand ebenso leise, wie er gekommen war. Er hatte den Anfang gemacht. Alles weitere würde die Zukunft zeigen…

***

Zum Glück ist Sylt eine Insel, auf die man das Auto mitnehmen kann.
Wir hatten uns der Autofähre anvertraut und erreichten Westerland an einem trüben Nachmittag.
Sylt gehört zu den bekanntesten Inseln der Nordsee. Das jodhaltige Klima verhalf dem Eiland auch zu einem begehrten Kurort, und so war die Insel auch im Winter nicht ausgestorben, denn zahlreiche Kurgäste verbrachten hier ihre Regenerations-Wochen. Wir waren aber nicht gekommen, um hier eine Kur zu verbringen.
Der Job hatte uns hergeführt.
Suko und ich suchten den vierten Dolch. Drei hatten wir bereits gefunden, vier waren noch verschwunden. Und diese sieben Dolche gehörten unserem gemeinsamen Freund Mandra Korab, der leider in Neapel im Krankenhaus hatte zurückbleiben müssen, weil ihn eine schwere Handverletzung dazu zwang.
Mandra hoffte ja, in einer Woche wieder als geheilt entlassen werden zu können, ich allerdings hatte da meine Bedenken, die auch Suko teilte.
In London hatten wir noch kurz Station gemacht. Dort war alles ruhig gewesen. Es gab keinerlei dämonische Aktivitäten. Nur die Hetze der Menschen kurz vor Weihnachten.
Und an Weihnachten wurden wir auch auf der Insel Sylt erinnert.
Ein großer Weihnachtsbaum stand im Freien und erstrahlte in seiner Lichterpracht. Wir hatten einer deutschen Behörde keinen Bescheid gegeben, und wollten zunächst einmal im Verborgenen arbeiten.
Vielleicht war die Spur auch falsch, denn Beweise, daß wir den vierten Dolch auf dieser Insel finden konnten, besaßen wir nicht.
So mußten wir abwarten und unsere Ermittlungen sehr behutsam beginnen, denn wir wollten keine Panik haben.
Hotelzimmer hatten wir uns reservieren lassen. Das Hotel lag in Strandnähe und war im Sommer sicherlich überfüllt. Jetzt hatten wir noch zwei Zimmer bekommen, obwohl man uns mitgeteilt hatte, daß auch um Weihnachten herum viel Betrieb auf Sylt herrscht.
Geschneit hatte es schon. Der Wärmeeinbruch der letzten Tage allerdings hatte den Schnee auf den weiten Dünen tauen lassen, so daß nur an vereinzelten Stellen noch ein paar grauweiße Flecken zu

sehen waren.

Der Strand und damit das Hotel waren leicht zu finden.

Allerdings mußten wir die Fußgängerzone umfahren und nahmen die Käpt'n-Christiansen-Straße, die an der Milchkurhalle vorbeiführte und am Strand endete. Das Hotel besaß eine Garage, in die wir den Bentley hineinfuhren.

»Ihre Zimmer haben Meerblick«, sagte uns die freundliche Dame am Empfang und lächelte so stark, als würde sie sich selbst drüber freuen.

»Leider können wir nicht baden«, erwiderte ich.

»Oh, da irren Sie sich. Wir haben hervorragende Hallenbäder hier auf der Insel…«

»Ich meine in der See.«

»Das können Sie auch, meine Herren. Ich kann Ihnen Gäste nennen, die sich auch bei diesem Wetter nicht abschrecken lassen. Die nehmen morgens ein Bad in der Nordsee. Sogar Menschen, die doppelt so alt sind wie sie. Da wäre ich an Ihrer Stelle vorsichtig.«

Ich winkte ab. »Danke, ich habe schon zu oft im Meer gepaddelt. Im Moment habe ich kein Interesse daran.«

»Das kann ich Ihnen nachfühlen.« Die Frau schob uns einen Anmeldeblock hin.

Ich trug mich als erster ein, übergab Suko den Block und sah zu, wie die Dame an der Anmeldung über ihren dunklen Pullover eine ebenfalls dunkle Jacke streifte.

Im selben Augenblick hörte ich hinter mir eine helle Jungenstimme.

»Bist du fertig, Helga?«

»Ja, Moment.«

Ich drehte mich um.

Ein Junge von etwa sechzehn Jahren schaute mich an. Er war hochgewachsen, hatte braunes Haar, ein freundliches Gesicht und musterte uns ein wenig kühl. Auch schien er sich unwohl zu fühlen, denn der schwarze Anzug paßte ihm nicht, er war zu eng.

Die schwarze Krawatte, sie gehörte noch zu den breiten, wie man sie vor Jahren trug, deutete darauf hin, daß der junge Mann zu einer Beerdigung wollte und die Frau von der Anmeldung wohl auch. Sie kam aber noch nicht, sondern redete mit einem älteren Herrn, der eine braune Jacke mit grünen Aufschlägen trug, auf denen der Name des Hotels abgedruckt stand.

Friedhöfe, Beerdigungen, Trauer – all das waren Begleiterscheinungen, die auch zu meinem Job gehörten. Aus diesem Grunde interessierte es mich, wer begraben werden sollte.

Ich fragte den Jungen. »Hattest du einen Trauerfall?«

»Ja. Ein guter Bekannter ist gestorben. Wir alle kennen ihn. Er heißt Lars Lengerich und vermietet im Sommer Strandkörbe.«

»Woran ist er denn gestorben? War er schon so alt?«

»Nein, das nicht. Gerade über vierzig.«

»Herzschlag?« fragte ich.

»Nein, niemand weiß es. Es war auch seltsam. Wir haben keine Leiche gefunden, wir…«

»Jan, bitte, laß die Herrschaften in Ruhe! Wir müssen uns beeilen.«

Die Frau von der Anmeldung hatte die Worte gerufen, sie schritt quer durch die Halle und nickte uns zu, wobei ein flüchtiges Lächeln um ihre Lippen huschte.

Wir schauten ihnen nach, als sie durch die aufschwingende Glastür schritten.

»Hast du das gehört?« fragte ich Suko.

»Du meinst das mit der Leiche?«

»Genau. Man scheint sie nicht gefunden zu haben.« Ich runzelte nachdenklich die Stirn.

Suko lächelte sparsam. »Siehst du bereits eine Verbindung zu unserem Fall?«

Ich lächelte. »Das noch nicht. Interessant ist es allerdings schon.«

Mein Freund lachte leise. »Wie ich dich kenne, werden wir schon bald einer Beerdigung beiwohnen.«

»Richtig«, gab ich zu. »Ich wollte sowieso die Stadt kennen lernen. Da können wir auch nach dem Friedhof schauen.«

»Fragt sich nur, wo der ist.«

Ich war bereits in der Nähe des Lifts. »Den Weg wird man uns bestimmt zeigen.«

Die Zimmer lagen in der dritten Etage. Sie waren sauber und strahlten eine gewisse Freundlichkeit aus, wie man sie nicht immer bei Hotelzimmern erlebt.

Es war eine Woche vor Weihnachten. Wobei wir überhaupt von Glück sprechen konnten, noch zwei Einzelzimmer bekommen zu haben.

Seltsamerweise hat Sylt zu Weihnachten Hochsaison.

Ostfriesennerze, diese gelben Gummijacken, wollten wir uns noch kaufen. Zunächst einmal begnügten wir uns mit normaler Winterkleidung. Ich trug eine gefütterte Lederjacke und darunter einen Pullover. Suko war ähnlich angezogen.

Natürlich wollten wir uns nicht im Hotel nach dem Friedhof erkundigen, das hätte zuviel Aufsehen erregt und sich auch zu leicht herumgesprochen.

Wir taten es auf der Straße, bei einem Mann, der uns ziemlich einheimisch aussah und schon etliche Jahrzehnte auf dem Buckel hatte.

»Was wollen Sie denn auf dem Friedhof?« fragte er in einem schlecht verständlichen Deutsch.

»Kein Tänzchen machen«, erwiderte ich.

»Ha?«

Jetzt war der Kerl auch noch schwerhörig. »Zu einer Beerdigung!« rief ich ihm ins Ohr.

»Ach so. Zum Lars Lengerich.«

»Ja, richtig.«

»Da müssen Sie zum Mühlenweg gehen«, erklärte uns der Mann und kratzte sich am Ohr.

»Mühlenweg, also?«

»Können Sie nicht hören?« fragte er mich.

Suko und ich lachten noch, als wir ihn längst nicht mehr sahen.

Es war zu überlegen, ob wir das Auto nehmen sollten und entschieden uns dagegen. Ein Fußweg tat auch ganz gut.

So konnten wir uns Westerland anschauen und waren beeindruckt von der Sauberkeit. Da lag nichts auf den Straßen herum, kein Papier, keine Blechdosen, auch die Fassaden der Häuser und Geschäfte blitzten. Hier gab man sich wirklich noch mühe.

Die Weihnachtsbäume waren festgezurrt worden, damit der Wind sie nicht, wegblies, denn stürmisch war es im Winter immer.

Aus diesem Grunde trugen auch die meisten Menschen Mützen, Wir hatten keine, leider. Unsere »Frisuren« änderten sich in dem Wind von Sekunde zu Sekunde.

Die Polizeistation fanden wir auch. Sie lag so ziemlich in der Ortsmitte.

»Sollen wir uns vorstellen?« fragte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Bin mehr für inkognito.«

Der Chinese lachte und ging weiter. Auf der richtigen Straße befanden wir uns. Es war der Kirchenweg, den wir genommen hatten. Er führte geradewegs zum Friedhof.

Das heißt, kurz zuvor mußten wir dann auf den Mühlenweg einbiegen.

Wir wurden gegrüßt und grüßten zurück. Menschen in Trauerkleidung überholten uns.

Lars Lengerich mußte ziemlich bekannt oder beliebt gewesen sein, denn wer bekam schon eine so große Beerdigung?

Dünn klang uns das Läuten einer Totenglocke entgegen. So etwas hinterlässt bei mir immer einen Schauder, auch jetzt erging es mir nicht anders. Wenn ich den Klang der Glocke hörte, wußte ich stets, daß man jemand zu Grabe trug.

Und so etwas ist nie schön.

Wenig später hatten wir den Friedhof erreicht. Wir sahen die Menschen vor der Leichenhalle. Viele standen draußen, weil sie drinnen keinen Platz gefunden hatten. Suko und ich taten das einzig Richtige.

Wir trennten uns und mischten uns unter die Trauergäste, denn den

Gesprächen konnte man manchmal viel entnehmen.

Ich sorgte dafür, daß man mich nicht genau sah, schaute immer zu Boden und hatte meine Hände in den Taschen der Lederjacke versteckt.

Die Ohren jedoch gespitzt.

»Man weiß ja gar nicht so recht, wie er eigentlich umgekommen ist«, bemerkte eine Frau.

»Was sagt man denn so?«

»Nichts.«

Ein Man lachte leise. »Es gibt nur Gerüchte. Ganz schlimme Sachen, sage ich euch.«

»Und was?«

Der Mann beugte sich vor. Leider weg von mir, so daß ich von den Gerüchten nichts mitbekam, so sehr ich meine Ohren auch anstrengte.

Ich blieb dennoch stehen.

Die Frau, die zu reden angefangen hatte, drehte ihren schwarzen Großmutterhut richtig. »Aber die Zwerge sind doch Legende!?«

»Natürlich«, flüsterte der Mann. »Sie leben unter dem Sand. Weißt du das nicht?«

»Nein.«

»Dann fang mal an zu buddeln!« Er lachte laut, bis er einen Rippenstoß bekam und verstummte.

Ich hatte einiges gehört. Von Zwergen war gesprochen worden, die angeblich unter dem Sand leben sollten. Vielleicht eine Sylter Märchengeschichte, wer konnte das schon wissen.

Ich ging weiter und hörte noch mehr Gespräche ab. Ein paar Mal wurde von den Zwergen gesprochen.

Schließlich traf ich mich mit Suko. Der Chinese trug einen deprimierten Gesichtsausdruck zur Schau. »Tut mir leid, John, auf mich kannst du nicht zählen.«

»Wieso?«

»Die habe ich überhaupt nicht verstanden.«

Ich lachte. »Das macht der Dialekt.«

»Der was?«

»Der Dialekt. Viele sprechen ja so, wie es die Urgroßväter getan haben. Geh mal zu uns nach Wales und laß die Typen dort Gälisch reden. Da packen wir beide ein.«

»Das wird es wohl sein«, sagte Suko. Er wechselte das Thema.

»Hast du denn etwas erfahren können?«

»Ja. Mysteriös ist der Tod dieses Mannes wohl schon.«

»Wieso?«

»Man sprach von Zwergen und vom Sand, vom Strand und wieder von Zwergen, vom Sand…«

Suko tippte mich an und unterbrach somit meinen Redestrom.

»Sand, Zwerge und noch mehr? Was soll das?«
»Mehr konnte ich nicht erfahren.«
»Wir haben es also hier mit Zwergen zu tun?«
»Weiß ich nicht. Die Leute haben wenigstens so getan. Was daran stimmt, kann ich dir beim besten Willen nicht sagen.«
»Wie ist er denn gestorben?« wollte Suko wissen.
»Das kann er dir wohl nur selbst sagen. Leider ist das nicht mehr möglich.«
»John, hör auf, mich hier auf den Arm zu nehmen.«
»Das mache ich gar nicht. Aber es stimmt. Niemand weiß etwas Genaues. Man vermutet nur.«
»Und wenn wir uns an die zuständigen Leute wenden?«
»Noch besteht kein Grund.«
Wie standen vor der Leichenhalle. Die Bäume waren kahl. Ihre Äste und Zweige erinnerten mich an gekrümmte, magere Arme, deren Spitzen in einen bleigrauen Himmel stachen.
Suko schaute auf die Uhr. »Wie lange nehmen die sich nur Zeit?« murmelte er.
Der Inspektor hatte das Wort kaum ausgesprochen, als die Tür geöffnet wurde. Das Orgelspiel wurde lauter. Menschen verließen die Trauerhalle. Ich erkannte einen evangelischen Priester und sah die nahen Verwandten. Sie weinten.
Eine Beerdigung ist immer etwas Trauriges. Niemand kann den Schmerz der engsten Familienmitglieder genau nachfühlen.
Die Trauerhalle mußte wirklich bis in den letzten Winkel besetzt gewesen sein. Fast alle Einwohner der Stadt Westerland schienen sich dort versammelt zu haben.
Der Trauerzug formierte sich.
»Sollen wir uns anschließen?« fragte Suko.
Ich war dafür, etwas im Hintergrund zu bleiben, und mein Freund gab mir recht.
Es dauerte seine Zeit, bis sich der Zug in Bewegung setzen konnte.
Wir bewegten uns als letzte.
Der Wind blies über den kahlen Friedhof. Weit dehnte sich der Himmel.
Nur die Schritte waren zu hören. Am Firmament tanzten gewaltige Wolkenberge wie graue Klumpen.
Der Friedhof war ebenso sauber und gepflegt wie der gesamte Ort. Die Grabreihen wurden von schmalen Wegen durchkreuzt. An den Köpfen der Gräber stachen die grauen Steine in die Höhe. Manchmal sahen wir auch kleine Hecken.
Die Menschen sprachen nicht. Hin und wieder war ein Schluchzen zu hören.
Suko und ich kamen uns beide ein wenig deplaziert vor. Ich fragte

mich, was wir eigentlich hier sollten. Wir gingen ja gewissermaßen nur auf Verdacht mit, weil dieser Tote angeblich auf seltsame Weise gestorben war. Gesehen hatten wir ihn nicht, und wir wußten auch nicht, wie er gelebt hatte.

Der Weg führte uns zu dem neueren Teil des Friedhofs. Hinter der Ostgrenze des Friedhofs lag der Flughafen. Dort standen einige Maschinen und mehrere Hangars. Ich erkannte die Dinge, als ich über die Köpfe der Menschen hinwegschaute.

Eine graugrüne Fläche, die leicht wogte und dem Strand entgegenlief.

Der Trauerzug war ins Stocken geraten. Für uns ein Zeichen, daß die ersten das Grab erreicht hatten.

Auch wir gingen nicht mehr weiter und schauten zu, wie die Menschen einen großen Halbkreis bildeten.

Suko und ich hielten uns zurück. Allerdings näherten wir uns dem Grab, und wir schlugen dabei einen Bogen. Mit großen Schritten sprangen wir über Gräber hinweg und hörten auch die Stimme des Pfarrers, der mit seiner Trauerrede begonnen hatte.

Hinter den Rücken der Menschen gingen wir entlang. Einige drehten sich um, als sie uns bemerkten, runzelten die Stirnen und überlegten, wo sie uns hin stecken sollten.

Auch zwei Bekannte sahen wir.

Die Frau vom Hotelempfang und den Jungen, dem der schwarze Anzug nicht so recht passte. Er hatte seine Hände in die Hosentaschen gesteckt und schaute uns überrascht an, als er uns sah.

Ich wollte schon weiterlaufen, als mir eine Idee kam und ich stehen blieb.

Auch Suko verhielt seihen Schritt. Da hatte ich dem Jungen bereits zugewinkt.

Zögernd löste er sich. Die Frau bemerkte es nicht, da sie auf den Zehenspitzen stand, um nach vorn sehen zu können.

Wir zogen uns ein wenig zurück.

»Wie kommen Sie hierher?« fragte uns der Junge.

»Wie du, zu Fuß.«

»Kannten Sie denn den Toten?«

Ich wich der direkten Frage aus und antwortete mit einer Gegenfrage:

»Sag mal, woran ist dieser Mann überhaupt gestorben?«

Der Junge hob die Schultern. »Das weiß keiner.«

»Herzschlag?«

»Nein, kann ich mir nicht vorstellen, obwohl…«

»Was ist?«

»Nun ja. Lars Lengerich war nicht gerade schlank. Der wog fast drei Zentner und schien nur aus Speck zu bestehen. Sagenhaft, kann ich

Ihnen sagen.«
»Wie heißt du eigentlich?«
»Jan Behnfeld.«
»Aha. Bist du mit dem Verstorbenen verwandt?«
»Nein, aber ich kannte ihn gut. Jeder hier kannte ihn. Er vermietete die Strandkörbe.«
»Auch im Winter?«
Da lachte Jan. »Wo denken Sie hin? Nein, im Winter reparierte er Fahrräder.«
»Und jetzt hat es ihn erwischt.«
Jan hob die Schultern. »Leider.«
»Hat man wirklich nicht herausgefunden, woran er gestorben ist?« fragte Suko.
»Das wird man schon. Man hat nur nichts gesagt.«
»Aber es gibt Gerüchte«, warf ich ein.
Der Junge schaute uns erstaunt an. »Von welchen Gerüchten sprechen Sie eigentlich, Herr…«
Suko stellte mich vor und sagte auch seinen Namen.
»Kommen Sie nicht aus Deutschland?«
»Nein, wir sind Engländer.«
»In London war ich schon«, erklärte er uns.
»Da wohnen wir auch.« Bevor Jan weiter ablenken konnte, kam ich zum Thema zurück. »Was ist denn an diesen Gerüchten dran?«
»Nichts.« Er winkte ab.
»An jedem Gerücht gibt es einen Wahrheitskorn«, erklärte ich dem Jungen. »Auch hier muß es so etwas geben.«
»Kann schon sein.«
»Erzähle uns bitte, worum es geht.«
»Das ist doch Quatsch.« Jan bekam einen roten Kopf und strich über sein Haar. »Jede Insel hat ihre Sagen. Auch bei uns hier auf Sylt gibt es so etwas. Man spricht da von Zwergen, die angeblich vor vielen Jahren einmal die Insel bevölkert haben sollen. Dann haben sie sich unter die Erde zurückgezogen, und dort hausen sie noch immer. Das ist die Geschichte.«
»Und was machen die Zwerge?«
»Die gibt es doch gar nicht.«
Ich lachte leise. »Dann frage ich anders. Was erzählt die Legende über sie?«
Suko setzte noch eine Frage hinterher. »Waren sie bösartig oder liebenswert wie in manchen Märchen.«
»Liebenswert auf keinen Fall«, erwiderte Jan. »Angeblich besaßen sie die Gabe, die Menschen in Sand verwandeln zu können. Und die Legende berichtet, daß der Sand auf Sylt von Toten abstammen soll. Wenigstens ein Teil. Damals, als die Zwerge lebten, war die Insel ja

noch nicht bewohnt. Sie wurde nur von Fischern angelaufen, und sie hatte auch noch nicht die Form wie heute.«

»Dann sind die Fischer verschwunden, die es wagten, die Insel anzulaufen«, sagte Suko.

»So erzählt man sich«, gab Jan Behnfeld zu.

Ich wechselte das Thema. »Hast du den Toten denn gesehen? Oder vielleicht deine Eltern?«

»Nein.«

»Kennst du jemand, der sich die Leiche angeschaut hat?« fragte ich weiter.

»Auch nicht.«

Ich hob die Schultern. »Es muß doch einen Leichenbeschauer auf der Insel geben oder einen Arzt, der den Totenschein ausgestellt hat. Ferner müssen sich Polizisten um die Leiche gekümmert haben, wenn die Todesursache so rätselhaft ist.«

»Richtig, Herr Sinclair, das wird auch geschehen sein. Man hat mit mir darüber nicht gesprochen, wirklich nicht. Ich hätte es Ihnen sonst bestimmt gesagt.«

»Ja, entschuldige.«

Wir schwiegen. Der Pfarrer hatte seine Rede beendet. Dafür sprach jetzt ein anderer.

»Das ist der Bürgermeister«, klärte uns Jan auf.

Was der Bürgermeister erzählte, verstanden wir nicht, weil der Wind ziemlich ungünstig stand. Nur ein paar Wortfetzen hörten wir. Es war aber eine der üblichen Trauerreden, wie sie an allen Gräbern der zivilisierten Welt gehalten wird.

Da wurde von den Verdiensten gesprochen und welch ein Verlust der Tod dieser Person für die Menschheit gewesen ist.

Wir kannten das alles. Eigentlich hätte ich diese Trauerfeier als eine völlig normale und übliche Beerdigung abtun können, wenn da nicht etwas gewesen wäre, das mich ein wenig irritierte. Da war zunächst einmal die Vorgeschichte und auch mein Gefühl.

Ich habe schon oft darüber geschrieben, daß ich im Laufe der Jahre so etwas wie einen sechsten Sinn entwickelt habe. Ich kann zwar nicht in die Zukunft schauen, aber das Gefühl für die Gefahr ist einfach geblieben. Hier glaubte ich nicht an eine direkte Gefahr oder einen Angriff, aber es war mir nicht ganz geheuer. Deshalb sah ich auch keinen Grund, schon zu verschwinden.

»Ich muß jetzt wieder zu den anderen«, erklärte Jan Behnfeld.

»Natürlich, danke«, sagte ich, und Suko setzte ein Nicken hinzu.

Der Junge hatte schon abgedreht, als ich ihn noch einmal ansprach.

»Ich hätte noch eine Frage.«

»Bitte.«

»Die Dame aus dem Hotel, hat die etwas mit dir zu tun?«

»Helga, meinen Sie?«
»Ja, richtig.«
»Das ist meine Cousine. Sie ist nur ein paar Jahre älter. Zehn, glaube ich.«
»Okay, das war alles.«
Suko stieß prustend die Luft aus. »Was hältst du von der Sache?« fragte er mich.
Ich hob die Schultern. »Ein wenig seltsam ist sie schon.«
Suko lachte. »Ein wenig? Ich finde sie reichlich mysteriös. Tut mir leid, John.«
»Siehst du denn eine Verbindung zu Mandras Dolch?«
»Das noch nicht. Aber denk an Neapel. Da sind wir auch ganz zum Schluß drauf gestoßen.«
Da hatte mein Freund recht. Dieser Jan Behnfeld machte mir einen sehr sympathischen Eindruck. Er stammte von der Insel und schien sich auszukennen. Wenn wir eine Anlaufstation benötigten, konnten wir uns sicherlich an ihn wenden.
Noch lief alles normal ab. Es redete auch keiner mehr. Ich sah nur noch vier Fahnenschwenker, die ihre Tücher über das offene Grab hielten.
Wahrscheinlich wurde der Sarg jetzt in die Tiefe gelassen. Ich war nicht erpicht darauf, dieser Szene zuzuschauen und wandte mich deshalb ab.
»Sollen wir gehen?« fragte Suko.
»Noch nicht.«
»Was hält dich noch hier?«
Ich grinste schief. »Mein Gefühl.«
»Na, dann fühl mal.«
In die Trauergemeinde geriet Bewegung. Man wünschte den engsten Verwandten das Beileid und warf Blumen oder Erde auf den Sarg. Der Himmel hatte sich noch mehr verdunkelt. Auch er schien Trauer zu tragen. Von der See her zogen wahre Wolkengebirge über den Himmel.
Meist hellgrau, aber mit einem dunklen Kern.
Suko schaute besorgt nach oben. »Ein kalter Guß wäre das letzte, was ich jetzt noch vertragen könnte.«
»Im Winter mußt du hier mit allem rechnen. In London ist es doch nicht anders.«
»Da kann ich mich unterstellen.«
Schrill und unnatürlich hoch durchbrach plötzlich der Schrei die Ruhe der Beerdigung. Alle hörten ihn, auch wir.
Mein Kopf fuhr herum. Gleichzeitig stellte ich mich auf die Zehenspitzen, um nachzusehen.
Der Schrei mußte dort aufgeklungen sein, wo auch das Grab lag.

Ich sah auch den Grund.

Über dem Grab schwebte eine pechschwarze Wolke, die das Gesicht eines Menschen umhüllte.

Und ich vernahm noch eine schrille Stimme, als sie rief: »Das ist der Tote! Das ist Lars Lengerich…«

Man sagt den Norddeutschen nach, daß sie so leicht nicht aus der Ruhe zu bringen sind. Hier aber erlebten Suko und ich das glatte Gegenteil.

Im Nu kam es zur Panik.

Plötzlich riß die Reihe der Trauergemeinde regelrecht auf. Jeder wollte vom Grab wegrennen, und ein jeder nahm einen anderen Weg, so daß sich die Menschen gegenseitig ins Gehege kamen.

Wir standen zwar relativ abseits, wurden dennoch erwischt, denn zahlreiche Menschen liefen genau in unsere Richtung, so daß es uns zunächst einmal unmöglich war, an das Grab und an die darüber schwebende Wolke zu gelangen.

Niemand nahm mehr Rücksicht auf die gepflegten Gräber, die Trauergäste wollten so rasch wie möglich verschwinden. Und sie behinderten sich gegenseitig.

An uns huschten die vom Weinen geröteten Gesichter vorbei.

Niemand konnte sich erklären, was geschehen war, selbst der Pfarrer nahm Reißaus. Er war schon älter und wurde von einem Mann im schwarzen Mantel gestützt. Als beide an uns vorbeiliefen, verlor der Mann seinen Zylinder, er achtete jedoch nicht darauf und lief weiter, wobei er den steifen Hut mit der Fußspitze noch vor sich herkickte.

Endlich hatten wir freie Bahn.

Die nutzten wir auch aus. Suko startete ein wenig früher als ich.

Über die Gräber sprangen wir trotzdem und erreichten sehr bald die Holzbohlen, die den direkten Zugang zum Grab markierten.

Nun dröhnten unsere Schritte. Zudem waren die Bohlen feucht, wir mußten Acht geben, daß wir nicht ausrutschten. Rechts und links befanden sich Lehmhügel, die Kränze waren verrutscht, die langen Schleifen mit Dreck beschmiert.

Suko blieb auch als erster stehen. Ich verhielt ebenfalls meinen Schritt und schaute die Wolke an.

Sie war pechschwarz, und sie stieg aus dem Grab.

Drang sie auch aus dem Sarg?

Ich senkte meinen Blick und konnte trotz allem den in der Grube stehenden Sarg erkennen. Sogar die Stricke befanden sich noch dort. Sie waren wieder zurückgefallen und lagen jetzt auf dem Deckel.

Dicht über dem Sarg war die Wolke nicht so schwarz wie in der Höhe.

Deshalb konnten wir sehen, daß sie aus den Ritzen zwischen Unterteil und Deckel drang, obwohl beides eigentlich fest aufeinander

liegen mußte. Dennoch fand die Wolke ihren Platz.
Im Augenblick interessierte uns die Wolke. Ein drohendes Gebilde.
An den Seiten lief sie wellenförmig und war kaum von der einer am Himmel schwebenden zu unterscheiden.
In der Mitte, wo sich die Schwärze verdichtete, sahen wir das Gesicht.
Keine Fratze, sonder das Gesicht eines Menschen.
Des Toten!
Ich hatte den Mann zwar nie zuvor in meinem Leben gesehen, aber das mußten einfach seine Züge sein. Er besaß ein rundes Gesicht. Wir sahen die Augen, die Nase, den Mund. Da zeichnete sich alles genau ab, und wir glaubten auch, den Schmerz in seinen Zügen zu erkennen.
Suko neben mir bewegte sich. Er zog seine Dämonenpeitsche, schlug einmal einen. Kreis, und die drei Riemen rutschten aus der Öffnung.
»Willst du in die Wölkte schlagen?« fragte ich ihn.
»Warum nicht? Oder weißt du eine bessere Lösung?«
»Eigentlich nicht. Aber ich mache dir einen Vorschlag. Beobachte du die Wolke, ich schaue mir mal den Sarg an.«
»Dazu müßtest du in die Grube.«
»Na und?«
»Okay.«
Ich hatte mich bereits gebückt. »Halte du nur die Wolke im Blickfeld«, sagte ich zu Suko und schaute nach, ob zwischen Sarg und Grabrand noch genügend Platz war, um in die Lücke hineinspringen zu können.
Ja, das mußte zu machen sein.
Ich stieß mich ab.
Fast wäre ich noch mit dem Fuß auf dem Sargdeckel gelandet.
Gerade rechtzeitig genug drehte ich ihn zur Seite, so daß ich genau die Lücke traf. Geduckt blieb ich stehen.
Vor mir drang der dünne Qualm aus der Spalte zwischen Deckel und Unterteil. Er roch nicht einmal scharf. Nur ein leichter Modergeruch streifte meine Nase.
Ich bückte mich noch tiefer, schaute intensiver nach und entdeckte tatsächlich einen Zwischenraum. Wie er entstanden war, wußte ich nicht, vielleicht durch Druck von innen, auf jeden Fall war er vorhanden. Ich tastete nach den Klammern, die den Deckel noch festhielten.
Wenig später klappte ich sie hoch.
Nun lag der Deckel lose auf.
»Alles ruhig«, meldete Suko von oben. »Das Gesicht schaut dich jetzt genau an.«
Ich warf einen kurzen Blick in die Höhe.
Suko stand geduckt am Grabrand. Spannung hatte sich auf seinen

Zügen ausgebreitet. Auch mich interessierte es brennend, was ich wohl finden würde. Ich packte den Deckel an den Seiten und hievte ihn mit einem Ruck in die Höhe.

Noch konnte ich nichts sehen, weil er mir die Sicht versperrte. Ich mußte ihn erst zur Seite stellen und hochkant an den Grabrand lehnen.

Suko besaß freies Sichtfeld.

»Das gibt es doch nicht«, hörte ich seine Stimme.

Nun schaute auch ich hin.

Die Überraschung traf mich ebenso.

Einen Toten entdeckte ich nicht in der letzten Ruhestätte. Dafür war der Boden des Sargs mit einer dünnen Sandschicht bedeckt.

Das war nicht alles.

Der Sand glühte und sonderte deshalb die schwarze Wolke ab!

Sekundenlang sagte ich nichts, schaute nur auf den Sand und sah die unzähligen, roten Körner, aus denen dünn die Rauchschwaden schwebten, die sich allmählich ausbreiteten, über die Ränder der Totenkiste krochen, in die Höhe stiegen, dunkler wurden, sich zur Wolke verdichteten und in deren Zentrum ein Gesicht bildeten.

Ich dachte natürlich an die Sage, von der Jan Behnfeld berichtet hatte.

Im Boden der Insel sollten gefährliche Zwerge leben, die es verstanden, Menschen in Sand zu verwandeln.

Eine Legende, mehr nicht.

Aber hier sah ich den Sand mit meinen eigenen Augen und dachte plötzlich anders über die alte Sage. Da mußte doch etwas dran sein, wenn ich mir dies so anschaute, und ich schabte nachdenklich mit der Handfläche über meine Wange.

»Nur Sand, wie?« erkundigte sich Suko von oben.

»Ich sehe nichts anderes.« Ich hatte mich wieder umgedreht und schaute meinen Freund an.

»Sollen wir den Sarg bergen?«

»Nein, die Wolke ist jetzt wichtig. Ich habe das Gefühl, daß der Geist des Toten nicht nur in der Wolke steckt, sondern auch in dem im Sarg liegenden Sand, wobei ich mich frage, wer ihn dort hineingelegt haben kann. Es muß jemand auf der Insel über alles Bescheid wissen.«

»Stimmt. Deshalb würde ich vorschlagen, John, daß du am besten alles so läßt, wie es…« Er legte eine Pause ein und warnte mich im nächsten Augenblick. »John, der Sand!«

Ich drehte mich so rasch, wie es die Enge des Grabes zuließ, schaute wieder in den Sarg und bekam große Augen.

Hatte der Sand vorhin noch ruhig gelegen, so bewegte er sich nun. Er zog sich zusammen, kräuselte sich und lief auf ein Zentrum zu, das sich in der Sargmitte befand.

Etwas formte sich aus dem Sand.
Eine Gestalt, Klein, aber mit menschlichen Umrissen.
Jan Behnfeld hatte von einem Zwerg gesprochen. Und genau der entstand vor meinen Augen.
Ich war fasziniert. Was hier vor meinen eigenen Augen geschah, das war kaum mit Worten zu erklären. Nur mit reiner Magie.
Bisher hatte ich den Sand zweidimensional gesehen. Er besaß eine Breite und eine Länge.
Nun kam noch die Höhe hinzu.
Die Zwerggestalt nahm dreidimensionale Ausmaße an und wurde zu einem hässlichen Wesen, denn während der Verwandlung änderte sich auch die Farbe des Sands.
Sie ging über in ein dunkles Braun.
Dann stand der Zwerg vor mir.
Böse starrte er mich aus seinen glühenden Augen an. Schräg standen sie in seinem Gesicht, funkelten rot, und als er das Maul öffnete, schaute ich ebenfalls in eine rote Höhle.
Suko warnte mich. »Sei vorsichtig John!«
Ich winkte ab. »Noch tut er mir ja nichts.«
Der Zwerg hielt sein Maul offen. Zähne waren nicht zu sehen, dafür eine schmale Zunge, die er plötzlich mit zwei seiner ziemlich langen Finger packte und aus dem Rachen zog.
Aus der Zunge wurde ein Band!
Ein glühendes Bund!
Dann ging alles blitzschnell.
Er riß das Band aus seinem Maul, drehte die Hand, und plötzlich hatte er die glühende dünne Schnur gelöst. Sie kam mir vor wie ein kleines Lasso, das der Zwerg gegen mich schleudern wollte, seinen rechten kleinen Arm dabei hob und ihn drehte.
Sukos Warnung war nicht umsonst gesprochen worden. Dieser kleine Teufel war auf Mord programmiert.
Ich rammte meinen Arm vor. Die Hand hatte ich zur Faust geballt, und sie traf haargenau den Schädel des Zwergs.
Der Stoß schleuderte ihn zurück. Ich aber fluchte, denn der Kopf war verflixt hart gewesen, und mir schmerzten die Knöchel. Aus dem Sarg wurde das Wesen katapultiert, fiel an der anderen Seite zwischen Grabwand und Sarg, so daß es für einen Moment verschwand.
Als der Schädel wieder auftauchte, hielt ich bereits die Beretta in der Hand.
Sukos Schatten fiel ebenfalls in das Grab, und ich sah die drei langen Riemen der Dämonenpeitsche, wie sie über meinem Kopf zitterten.
Zusammen mit dem Schädel erschien auch das Lasso. Es sah ganz so aus, als wollte der Zwerg es nach mir schleudern.
Ich feuerte.

Die geweihte Silberkugel hieb genau gegen seinen Kopf. Sie traf ihn an der Stirn zwischen den Augen, und eigentlich hätte er zerplatzen müssen, doch in den Schussknall hinein hörte ich einen seltsam hohlen Klang, dann sirrte die Kugel als gefährlicher Querschläger nahe an meinem Ohr vorbei.

So war der Zwerg nicht zu stoppen.

Er schleuderte die Schlinge.

Sie glühte noch nach, warf rote Kreise in die Luft und war verdammt schnell.

Ich drückte mich zur Seite.

Die Schlinge verfehlte mich. Der Zwerg war sauer, er kletterte über den Rand in den Sarg hinein, fauchte böse und bekam im nächsten Moment von Suko Zunder.

Mein Freund hatte sich an den Grabrand gekniet. Er schlug mit der Dämonenpeitsche zu.

Dabei schwangen die Riemen längst durch das Grab, fächerten auch ein wenig auseinander, und sie klatschten gegen den übergroß wirkenden Schädel mit den abstehenden Ohren.

Diesmal war der teuflische Zwerg nicht gefeit. Er riß sein Maul noch weiter auf. Ein dünnes, hohl klingendes Schreien drang hervor, und er drehte sich auf der Stelle.

Das glühende Lasso verging. Ich konnte zuschauen, wie die Schlinge zu Staub wurde, wobei das gleiche mit dem Satans-Gnom geschah.

Auch er zerfiel.

Sand zu Sand…

So geschah es hier im wahrsten Sinne des Wortes.

Gleichzeitig hörte ich ein Fauchen, ein dünnes Wimmern und schaute nach oben.

Die Wolke begann zu tanzen. Dabei bewegte sie sich auch im Innern, das Gesicht des Toten nahm schmerzentstellte Züge an, wurde blaß und bleich, wobei es im nächsten Augenblick nicht mehr zu sehen war. Es hatte sich ebenso aufgelöst wie die Wolke.

Der Spuk war verschwunden.

Suko hielt mir seine Hand entgegen und half mir aus dem Grab.

Kalkbleich im Gesicht stand ich neben ihm und hatte Mühe, ein Zittern der Hände zu unterdrücken.

»Das hätte ins Auge gehen können, John«, bemerkte Suko.

»Und wie!« krächzte ich. »Die Beretta half nicht. Die verdammten Zwerge sind gegen geweihte Silberkugeln resistent, demnach muß die Magie verdammt alt sein.«

»Zum Glück habe ich die Peitsche.«

»Ich werde es auch mit anderen Mitteln versuchen. Aber mal was anderes, Suko. Kannst du mir sagen, wo die Leiche geblieben ist?«

»Natürlich.«

»Und?«
»Die ist zu Sand geworden, John. Eine andere Erklärung habe ich auch nicht.«
So ganz war ich damit nicht einverstanden. »Aber aus dem Sand hat sich der Zwerg gebildet und nicht der Tote.« Suko runzelte die Stirn.
»Da müßte ich auch erst mal nachdenken. Das ist mir zu hoch.«
Ich verstand ebenfalls nicht viel, dafür schaute ich mich um, und mein Blick streifte über den Friedhof. Keine Menschenseele war dort zu sehen. Leer und verlassen lag das Gelände vor meinen Augen. Die zahlreichen Grabsteine wirkten wie Mahnmale. Hinter dem Gelände startete ein Flugzeug.
Wir hörten das Dröhnen der beiden Propellermotoren, wandten die Köpfe und sahen, wie die Maschine in den bleigrauen Wolkenhimmel stieg. Dort die moderne Technik, während wir hier am Grab eine uralte Magie erlebt hatten.
Zwei Dinge, die beinahe friedlich nebeneinander existierten. Die Maschine wurde kleiner und verschwand schließlich zwischen den grauen Wolkenbändern. Nur noch ein schwaches Leuchten ihrer Positionslichter war zu sehen, dann wurde es ebenfalls verschluckt.
Ich zündete mir eine Zigarette an. Die Flamme des Feuerzeugs schirmte ich gegen den böigen Wind mit der Hand ab. Das Stäbchen brannte kaum, als Suko sagte: »Da kommt jemand.«
Ich drehte mich um.
Schon an den grünen Uniformen erkannte ich zwei Polizisten.
Hinter ihnen lief ein Mann in Zivilkleidung. Es war damit zu rechnen gewesen, daß sich die Polizei die Sache einmal anschauen wollte, und die Männer würden erstaunt sein.
Schnaufend blieben sie neben uns stehen, schauten uns scharf an und warfen zunächst einen Blick in das Grab. Hastig zuckten alle drei zurück.
»Der Sarg ist offen und leer!« flüsterte der Zivilist, bevor er zackig herumfuhr und mich aus seinen blauen Augen fixierte. Er trug einen Hut mit nach unten gebogener Krempe. Über die gedrungene Gestalt hatte er einen langen grünen Mantel gehängt, das Gesicht war rund und von der Anstrengung des Laufens gerötet.
Schnaufend atmete er durch die Nase.
»Wo ist der Tote?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen.« Beim Sprechen schnitt mir der Wind beinahe die Atemluft ab.
»Da liegt Sand im Sarg, Herr Meissner«, meldete einer der beiden Uniformierten.
»Ich weiß. Haben Sie den Toten aus dem Sarg genommen und den Sand hineingelegt?«
Wir verneinten »Dann weisen Sie sieh erst einmal aus.«

Wir nannten unsere Namen, ließen die Ausweise aber stecken.

Als wir zum zweitenmal aufgefordert wurden, fragte ich, ob wir Herrn Meissner nicht unter sechs Augen sprechen konnten.

»Was wollen Sie denn?«

»Das erklären wir Ihnen schon.«

Er überlegte noch und gab schließlich durch ein Nicken seine Zustimmung.

Wir gingen ein paar Schritte zur Seite, während die Polizisten mit dummen Gesichtern zurückblieben. Ihr Flüstern war bald nicht mehr zu hören.

Wir hatten zwar vorgehabt, unser Inkognito nicht so rasch zu lüften, doch die Ereignisse zwangen uns jetzt dazu, wobei ich hoffte, daß sich der Beamte nicht stur stellte.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis, und auch Suko hielt ihm die Plastikhülle hin.

Mit den Sondervollmachten konnte er natürlich nicht viel anfangen, aber das Wort Scotland Yard stach ihm ins Auge. Er zeigte sich überrascht, schaute Suko an, dann mich und blickte wieder auf die beiden Ausweise. »Sie sind also Kollegen.«

»So sieht es aus, Herr Meissner.«

»Und was wollen Sie auf der Insel? Sind Sie zur Kur hier, oder verleben Sie Weihnachten…«

»Leider nicht«, unterbrach ich ihn und trat meine Zigarette aus.

»Uns hat ein Fall hergeführt.«

»Von dem ich nichts weiß.«

»Jetzt wissen Sie es«, meinte Suko. Er deutete mit dem abgespreizten Daumen über seine Schulter und damit auch auf das Grab.

Herr Meissner verstand nicht so recht. »Sind Sie wirklich aus diesem Grunde hergekommen?«

»Ja«, bestätigte ich. Von dem Dolch erwähnte ich nichts.

Meissner schaute auf seine Fingernägel. »Ich kann es immer noch nicht fassen. Woher wußten Sie denn, daß hier etwas Ungewöhnliches geschehen würde? Und wie sind Ihre Verbindungen zu diesen Dingen überhaupt anzusehen?«

Ich wußte, daß die Frage kommen würde und hatte mir bereits eine Antwort überlegt. »Wir arbeiten in einer, sagen wir, geheimen Sache, über die wir leider nicht reden können. Wenn Sie sich allerdings rückversichern wollen, rufen Sie bitte bei Kommissar Mallmann im BKA an. Er wird Ihnen mehr darüber sagen können.«

Auch wenn unser Freund Will keinen Bescheid wußte, auf ihn konnten wir uns verlassen, und er würde alles bestätigen, falls unbequeme Fragen auftauchten.

»BKA, sagten Sie?«

»Ja.«

Meissner verzog das Gesicht. »Also mit den Leuten habe ich nicht gern zu tun.«

Wir hoben nur die Schultern. Dieser Geste konnte er alles oder nichts entnehmen.

Der Kriminalbeamte war verunsichert. Vielleicht hätte er sich anders verhalten, wenn es nicht diesen seltsamen Vorgang gegeben hätte, den er überhaupt nicht begreifen konnte.

Er drehte sich wieder um und trat an den Grabrand. Wir folgten ihm und blieben dicht neben ihm stehen.

Meissner schaute nach unten. Seine beiden Helfer waren in ein paar Metern Entfernung stehen geblieben. Der Wind blies ihnen die Schöße der Uniformjacken hoch.

»Das begreife, wer will«, murmelte Meissner. »Ich jedenfalls schaffe es nicht. Wo ist die Leiche?«

»Das fragen wir uns auch«, sagte Suko.

Meissner steckte die Hände in die Manteltaschen. »Man hat mir von einer schwarzen Wolke mit dem Gesicht des Toten darin erzählt. Was ist mit ihr geschehen?«

»Wir sahen sie auch«, gab Suko zu.

»Und?«

»Jetzt ist die verschwunden.«

Meissner schüttelte den Kopf. Dann schlug er sich gegen die Stirn.

»Aber das ist doch Wahnsinn. Vollkommen verrückt.«

Da hatte er uns aus dem Herzen gesprochen. Doch was hatten wir nicht schon alles für verrückte Dinge erlebt? Uns wunderte nichts mehr.

Meissner erging es da anders.

Ich sprach den Beamten an. »Um eine Leiche verschwinden lassen zu können, muß erst einmal eine da gewesen sein. Haben Sie den Toten gesehen, Herr Meissner?«

»Nein.«

Das wunderte mich. »Seltsam, aber wie ich hörte, schien es beim Tod des Mannes nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein.«

»Möglich, Herr Sinclair. Ich war in Hamburg. Vor zwei Tagen bin ich zurückgekommen.«

»Da hätten Sie dem Kommissar Kölzer einen schönen Gruß bestellen können.«

»Er gehörte zu den Lehrgangsleitern. Sprach über Computer.«

»Ja, das ist sein Lieblingsthema.«

»Aber was meinten Sie denn genau mit der Leiche?« wandte er sich wieder an mich.

»Es ist so, Herr Meissner. Wir haben den Sarg geöffnet und fanden nur Sand. Keinen Toten.«

Meissner holte tief Luft. Sein Gesicht lief rot an. »Das ist doch eine

Unverschämtheit, ist das!« schrie er. »Wie kann man es wagen, eine Leiche zu stehlen.«
»Vorausgesetzt, es hat eine gegeben.«
Sein Blick wurde lauernd. »Wie meinen Sie das denn?«
»So wie ich es gesagt habe. Es gab keinen Toten. Man hat möglicherweise nur Sand in den Sarg gelegt. Und davon gibt es hier mehr als reichlich.«
Meissner breitete die Arme aus. »Wer sollte denn so etwas machen? Sagen Sie mir das?«
»Vielleicht die nahen Angehörigen.«
»Und spielen den übrigen Menschen eine Komödie vor, wie?«
»So ähnlich.«
»Zudem muß es einen Totenschein gegeben haben.«
»Den ein Arzt ausgestellt hat«, sagte ich.
»Sehr richtig.«
»Und wer ist es?«
»Doktor Mommsen!«
»Dann würde ich vorschlagen, daß wir ihm einen Besuch abstatten, wenn Sie nichts dagegen haben.«
»Ich etwas dagegen?« Meissner lachte auf. »Das Gegenteil ist der Fall. Jetzt will ich mit ihm reden.«
»Und das hier?« fragte Suko, wobei er auf das offene Grab deutete.
»Lassen wir es erst einmal, wie es ist.«
»Sie sind der Chef«, erwiderte mein Freund und grinste.
Dr. Mommsen wohnte in einem netten kleinen Haus am südlichen Stadtrand von Westerland, von der Insel-Radweg nach Rantum und Hornum herführte. Das Haus besaß einen gepflegten Vorgarten, der auch im Dezember noch sauber wirkte. Hinter dem Haus begann ein weites Wiesengelände, das ins Vogelschutzgebiet überging und das nur von wenigen Wegen durchkreuzt wurde.
Man konnte das Haus als typisch für die Insel Sylt ansehen. Die Wände bestanden aus rotem Klinker. Das Dach war ein wenig vorgezogen und zeigte dunklen Schiefer. An Stelle eines Gartenzauns war eine Steinmauer errichtet worden, und auf dem Dach blitzte eine Fernsehantenne.
Alles wirkte sauber, nett und duftete nach der heilen Welt.
Wir mußten ein kleines Tor aufstoßen, gingen über einen sauber gefegten Plattenweg, sahen die ebenfalls sauberen zwei Stufen vor der aus Holz bestehenden Haustür und auch die Scheiben, die wie Spiegel blinkten. Neben der Tür befand sich ein helles Schild. Auf ihm stand der Name des Besitzers und dessen Beruf.
Dr. Mommsen war praktischer Arzt. Wir mußten schellen, hörten das Summen und konnten die Haustür aufdrücken.
Wir betraten einen hellen, gefliesten Flur, von dem sternförmig die

Zimmer abzweigten. Die einzelnen Räume gehörten zur Praxis des Doktors. Eine Tür stand weit offen. Sie führte in das Wartezimmer. Nur zwei ältere Frauen saßen auf den Stühlen.

Meissner klopfte gegen eine helllackierte Tür und trat kurz danach ein.

Eine Frau im weißen Kittel und einer dunklen Brille hob den Kopf und drehte sich von ihrer Schreibmaschine weg. »Bitte, meine Herren, das Wartezimmer ist…«

Sie verstummte, denn sie hatte Meissner erkannt.

»Guten Tag«, sagte er und nahm seinen Hut ab.

»Inspektor, Sie?«

»Ja, Frau Hinrichs. Ich bin es.« Er deutete auf uns. »Das sind zwei Kollegen von mir. Ist es möglich, den Doktor zu sprechen?«

»Ich glaube, schon. Moment, bitte!« Die Frau beugte sich vor und drückte den Hebel eines Sprechgeräts nach unten. Sie wartete ein paar Sekunden, hob die Schultern und schüttelte den Kopf.

»Ist was?« fragte der Inspektor.

»Eigentlich nicht.« Sie runzelte die Stirn, nahm die Brille ab und stand auf. »Ob der Doktor nicht in seinem Behandlungszimmer ist? Er müßte doch da sein. Moment, bitte!« Sie drängte sich an uns vorbei, lächelte dabei flüchtig und schritt auf eine andere Tür zu, die sich ein wenig schwerer aufziehen ließ. Es war eine dicke Schallschutztür. »Herr Doktor, da sind drei Herren, die Sie… ahhh …«

Es war ihr spitzer Schrei, der uns alarmierte.

Inspektor Meissner stand wie angegossen auf dem Fleck. Suko und ich aber reagierten. Wir jagten vor, schleuderten die Arzthelferin aus dem Weg und stürmten über die Schwelle.

Was wir zu sehen bekamen, war grauenhaft…

***

Vor dem Hotel verabschiedete sich Jan Behnfeld von seiner Cousine.

Bevor die junge Frau hinter der Glastür verschwand, wandte sie sich noch einmal an ihren Verwandten.

»Was hattest du eigentlich mit den beiden Gästen da zu bereden?« fragte sie.

»Nichts an sich.«

»Um nichts zu besprechen, habt ihr ziemlich lange gesprochen.«

»Nur über die Insel.«

»Was genau?«

»Über die Vergangenheit und so…«

Helga zog die Augenbrauen zusammen. »Was wollten die beiden denn genau wissen?«

»Weiß ich auch nicht mehr.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Ist mir doch egal. Ich verschwinde auf jeden Fall. War sowieso eine komische Beerdigung.«

Helga atmete tief durch. »Ich sag dir was, mein Lieber. Hier ist einiges nicht geheuer, das kannst du mir glauben. Die Wolke über dem Grab, das seltsame Getue der Familie, ich weiß nicht, aber ich glaube, daß wir schweren Zeiten entgegengehen.«

»Möglich. Bis später dann.« Jan hob die Hand, winkte kurz und verschwand.

Er wollte so schnell wie möglich nach Hause und erst einmal den schwarzen Anzug ausziehen. Zudem hatten er und sein Freund sich für den Abend noch etwas vorgenommen.

Es war ein Treffen am Strand vereinbart worden. Das konnte man schon als vorweihnachtliche Tradition bezeichnen, denn sie verbrannten an einem düsteren Abend im Dezember stets altes Holz und Treibgut, das sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte.

Es gab immer ein prächtiges Feuerchen, das von außen wärmte. Für die innere Wärme sorgten der Glühwein und auch manch harter Tropfen Korn.

Jan trug nur den dünnen Anzug. Er fror und versteckte die Hände in den Hosentaschen.

Seine Eltern besaßen eine Wohnung in der Stadtmitte, nicht weit von der Fußgängerzone entfernt. Es war ein Mietshaus, die Wohnung befand sich unter dem Dach, und Jan hatte dort eines der gemütlichsten Zimmer. Sogar mit Meerblick, wenn er sich weit aus dem Fenster beugte und nach Westen schaute.

Auf dem Weg zum Haus traf Jan ein paar Bekannte, wurde gegrüßt und grüßte zurück.

So manches Mal warf er einen scheuen Blick in Richtung Himmel.

Regen konnten sie in dieser Nacht nicht gebrauchen.

Er drückte sich und den anderen die Daumen, damit es trocken blieb.

Was am nächsten Tag geschah, war ihm egal.

Seine Eltern arbeiteten beide. Die Mutter im Büro der Kurverwaltung und sein Vater als Taxifahrer. Jan holte den Schlüssel aus der Tasche, betrat das Haus, lief über die sauberen Treppen nach oben, öffnete die Wohnungstür und ging zunächst in die Küche.

An dem großen Leichenschmaus hatte er sich nicht beteiligt.

Außerdem hatte ihm seine Mutter das Essen hingestellt. Für die Dauer der Beerdigung war er vom Unterricht befreit worden und brauchte auch keine Hausaufgaben machen.

Auf dem Tisch in der Küche standen zwei mit Folie abgedeckte Teller.

Nachdem der Junge die Folie abgezogen hatte, sah er den Kartoffelsalat und die Frikadelle.

Ein Besteck lag daneben. Er spürte den Hunger und begann zu essen.

Beides schmeckte gut. Die Frikadelle würzte er noch mit scharfem Senf nach.

Anschließend trank er eine Büchse Cola, schaute auf seine Uhr und nickte zufrieden. Jetzt müßten die drei anderen Freunde eigentlich von der Schule zurücksein.

Ralf und Susanne Richter sowie Thorsten Hanke. Mit Jan zusammen bildeten sie die Insel-Clique. Natürlich nicht zu verwechseln mit den Cliquen der Reichen, die sich weiter nördlich im Ortsteil Kämpen herumtrieben.

Das Telefon stand im Flur auf einem in bequemer Höhe angebrachten Regal.

Jan wählte die Nummer der Richters. Während er darauf wartete, daß abgehoben wurde, schaute er auf die weiße Tapete mit den zarten grünen Streifen.

»Susanne Richter.« vernahm er eine helle Stimme.

»Hier ist Jan.«

»Pünktlich, dein Anruf.«

»Wie immer.«

»Wie war's denn bei der Beerdigung.«

»Komisch.«

»Wieso?«

Jan begann zu berichten. Susanne hörte ihm schweigend zu.

Schließlich hauchte sie: »Das ist ja schrecklich«, in die Muschel, und Jan nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte.

Er mochte Susanne. Sie war ein halbes Jahr jünger als er, hatte blondes, halblanges Haar und war auch ihm gegenüber nicht abgeneigt.

Vielleicht konnte sie sich in der folgenden Nacht ein wenig in die Dünen verdrücken. Wäre nicht schlecht gewesen.

»Bleibt es bei heute Abend?« fragte Susanne. Sie unterbrach damit die Gedanken des Jungen.

»Klar.«

»Treffpunkt?«

»An der Bude des Strandkorbwächters.«

»Aber der ist doch tot.«

»Seine Bude steht noch«, sagte Jan.

»Klar, ich sage auch meinem Bruder Bescheid.«

»Okay, Su, bis dann.«

Jan legte auf. Jetzt endlich wollte er den dämlichen Anzug loswerden.

Bis zum Ende des Flurs ging er durch und drückte die Tür zu seinem Zimmer auf.

Schräge Wände besaß der Raum. Die Decke war mit Holz verkleidet.

An den Wänden hingen Filmplakate, in einer Ecke stand die

gebraucht gekaufte Stereo-Anlage. Neben der Tür wuchsen Regale in die Höhe.

Sie waren mit Büchern, Comics und Magazinen vollgestopft. Unter diesem Lesestoff befanden sich auch zahlreiche Gruselromane.

Den Anzug schleuderte Jan Behnfeld in die Ecke. Dann warf er sich aufs Bett. In der Nacht würden sie keinen Schlaf bekommen, deshalb wollte er »vorschlafen«.

Dabei stellte er den Recorder an, hörte Mike Oldfields »Shadow on the wall« und schlief ein…

***

Wir standen in einem völlig normalen Behandlungszimmer. Unnormal dagegen war die Haltung des Doktors, der am Boden lag. Sein Gesicht war verzerrt, rot angelaufen, und aus der Haut am Hals sickerten Blutfäden auf den weißen Kittelkragen.

Die Schuld daran trug das glühende Lasso, das hart um seinen Hals lag und dessen Ende ein Zwerg in der Hand hielt, der häßlich, braun und teuflisch lachend auf der Fensterbank hockte.

Diesmal ragte die Schnur nicht aus seinem Maul, er hatte sie um die rechte Hand gewickelt und mußte den Arzt in seiner schlimmen Lage über den Boden geschleift haben, denn ein dort liegender Teppich war völlig verrutscht.

Ob der Mann noch lebte, wußten wir nicht. Jedenfalls konnte er sich nicht mehr bewegen, und der Satans-Zwerg dachte überhaupt nicht daran, sein Opfer loszulassen.

Suko und ich stürmten quer durch den Raum. Dieses Grauen mußten wir stoppen.

Ich lief schneller, denn mein Freund mußte noch die Dämonenpeitsche ziehen.

Der Zwerg schien zu ahnen, daß es ihm damit an den Kragen gehen konnte, denn er ließ die Schnur plötzlich los und brachte sich mit einem gewaltigen Satz in Sicherheit.

Dieser kleine, gefährliche Teufel flog fast quer durch den Raum und erreichte sogar sein Ziel.

Es war das große Waschbecken an einer Wandseite, in das er eintauchte. Suko kam von links, ich von rechts, so hatten wir ihn in die Zange genommen, während Inspektor Meissner ebenfalls in das Zimmer stürmte und sich um den Arzt kümmerte.

Der Chinese schwang seine Peitsche. Ich hatte trotz allem die Beretta gezogen und beide kamen wir zu spät.

Mit einem elegant anmutenden Satz jagte der Zwerg aus dem Waschbecken und erreichte das in der Nähe liegende Fenster.

Suko hämmerte noch zu.

Ich hörte die Peitschenriemen durch die Luft pfeifen, doch sie trafen

das Ziel nicht, denn im selben Augenblick klirrte eine Scheibe, die der Gnom mit seinem Körpergewicht durchbrochen hatte.

Die Scherben segelten in den Garten. Restsplitter stachen spitz aus dem Rahmen, und als wir das Fenster erreichten, huschte die kleine, braune Teufelsgestalt durch Gartenbeete und tauchte – ein gellendes Gelächter ausstoßend – in eine Hecke ein.

Ich hatte meinen rechten Arm aus dem Fenster gestreckt, zog ihn wieder zurück und steckte die Beretta ein. Es hatte keinen Sinn, hinter der Gestalt her zu feuern. Das wäre nur Munitionsverschwendung gewesen.

Suko hob die Schultern und zog ein zerknirschtes Gesicht. Seinem Beispiel folgte ich und schaute zu, wie sich vier Personen um den am Boden liegenden Arzt bemühten.

Drei seiner Helferinnen und der Inspektor.

Meissner stand als erster auf. Da der Hut nicht mehr auf seinem Kopf saß, konnten wir erkennen, daß er nur noch wenige Haare hatte, die in Höhe des Hinterkopfs einen braunen Kranz bildeten.

Auf dem Gesicht lag ein Schweißfilm.

»Mein Gott«, sagte der Polizist, »das wäre fast ins Auge gegangen.«

»Dann lebt der Doktor noch?« fragte ich.

»Zum Glück.«

Frau Hinrichs scheuchte die beiden jüngeren Frauen. In einer Arztpraxis war natürlich alles vorhanden, und wenig später hatte der Doktor einen Verband bekommen. Wie ein weißer Würgestrick umschlang er seinen Hals.

Suko und ich sorgten dafür, daß er vom Boden auf eine Liege gebettet wurde. Der Doktor hielt die Augen offen. Ich hoffte natürlich stark, daß er reden würde und sich nicht zu schwach fühlte.

»Bitte, Wasser…« Es waren die ersten Worte, die rau über seine Lippen drangen.

Frau Hinrichs holte ihm ein Glas. Wir schufen Platz, damit sie mit dem gefüllten Glas an die Liegestatt treten konnte. Vorsichtig flößte sie ihrem Chef das Wasser ein.

Der schluckte und verzog das Gesicht. Dann trank er noch einmal, bevor er ein »Danke« flüsterte.

Wir warteten und waren froh, daß Meissner dieselbe Meinung vertrat wie auch Suko und ich.

Da der Inspektor hier heimisch war, ließen wir ihm den Vortritt.

Meissner ließ sich auf der Kante nieder, lächelte und schaute den Verletzten dabei an.

»Alles in Ordnung, Doktor?«

»Ja, so einigermaßen.«

»Da haben Sie noch einmal Glück gehabt.«

Dr. Mommsen schluckte. Er war schon älter. Sein dunkles Haar zeigte

an zahlreichen Stellen einen weißen Schimmer. Jetzt war es zerwühlt, und nahe des Fensters lag seine zerbrochene Brille, die ihm während des Kampfs vom Gesicht gefallen war. »Dann habe ich meine Rettung wohl Ihnen zu verdanken«, sagte er zu dem Inspektor.

»Nicht ganz. Auch diesen Männern hier.«

Der Arzt drehte den Kopf. Sein Blick traf uns. »Wer sind Sie? Feriengäste?«

»Nein, Polizeibeamte aus England.«

»Was wollen Sie denn hier?«

Ich fühlte mich bemüßigt, einzugreifen. Auch Suko gab mir einen leichten Rippenstoß. »Wir sind wegen dieses Zwergs gekommen«, erwiderte ich. »Der hat Ihnen ja diese großen Schwierigkeiten bereitet.«

»Das kann man wohl sagen«, formulierte der Doktor mit schwacher Stimme. »Sogar lebensgefährliche.«

»Können Sie uns sagen, woher die kleine Bestie so plötzlich gekommen ist?«

»Nein. Sie stand plötzlich in meinem Zimmer. Ich hatte soeben eine Patientin entlassen. Bevor ich mich versah, schleuderte sie ein glühendes Band.« Er lächelte krampfhaft. »Warum gerade ich?«

»Das möchten wir gern von Ihnen wissen.«

»Ich habe aber keine Ahnung.«

»Vielleicht nicht bewußt. Wenn Sie mal darüber nachdenken, könnte es unter Umständen ein Motiv geben.«

»Und welches?«

»Sie haben doch den Totenschein dieses Lars Lengerich ausgestellt, oder irre ich mich da?«

»Sie irren sich!«

Ich schaute den Inspektor an. Der hob die Schultern und sagte mit leiser Stimme: »Dann ist möglicherweise überhaupt kein Totenschein ausgestellt worden.«

»Das kann gut sein«, gab der Arzt zu, »denn auch ich habe keine Leiche gesehen.«

Wir waren perplex. So etwas war mir in meiner Praxis auch noch nicht untergekommen. »Kein Totenschein, trotzdem eine Beerdigung. Das ist seltsam.«

»Sie müßten sich an die Familie wenden«, flüsterte Dr. Mommsen.

»Seine Frau hat darauf bestanden, daß der Sarg nicht geöffnet wurde, und sein Bruder hat sogar Wache gehalten, damit sich kein Fremder nähern konnte. Bitte, ich habe es nicht mit eigenen Augen gesehen, sondern nur davon gehört.«

»Was sagen Sie dazu, Inspektor?« wandte ich mich an meinen deutschen Kollegen.

»Ich bin baff.«

Es war genau der richtige Ausdruck.
»Mir scheint, wir sind hier falsch«, mischte sich Suko ein. »Wir sollten uns mal um die Familie Lengerich kümmern, oder was meint ihr dazu?«
Der Ansicht waren wir auch.
»Da brauchen wir erst gar nicht in meinen Wagen zu steigen. Die Lengerichs können wir zu Fuß erreichen. Die wohnen nur ein paar Häuser von hier entfernt.«
Ich versuchte, mir die Frau des Toten ins Gedächtnis zu rufen.
Schließlich hatte ich sie auf der Beerdigung gesehen. So sehr ich mich auch anstrengte, es war nicht mehr möglich. Am Grab hatten sich einfach zu viele Leute versammelt.
»Können wir noch etwas für Sie tun?« fragte Meissner den Arzt.
»Nein, danke, meine Frauen versorgen mich schon.« Dr. Mommsen lächelte.
Er richtete sich mühsam auf und lehnte unsere angebotene Hilfe schroff ab. Er fixierte den Polizeibeamten und sagte mit leiser, dennoch eindringlich klingender Stimme. »Sie wissen aber Bescheid, Inspektor.«
»Wieso?«
Der Arzt preßte für einen Moment die Lippen zusammen. Dabei verzerrte sich sein Gesicht. Es war ihm anzumerken, wie stark ihn die Schmerzen noch malträtierten. Er öffnete den Mund, hauchte und formulierte vorsichtig die nächste Antwort. »Denken Sie an die alte Legende. Sie müssen sie kennen. Schließlich leben Sie lange genug auf der Insel.«
Meissner wurde rot. »Unsinn!« knurrte er.
»Haben Sie einen solchen Zwerg nicht vorhin mit eigenen Augen gesehen, Inspektor?«
»Schon, aber…«
»Kein aber. Das sind sie. Wenn ich es Ihnen sage. Ich hätte damit ja nie gerechnet, aber es gibt für mich keine andere Möglichkeit. Das sind die Zwerge, von denen die alten Legenden berichteten.«
Nach diesen Worten sank der Arzt zurück. Das viele Reden hatte ihn angestrengt. Er war erschöpft.
Ich sah das zweifelnde Gesicht des Polizisten und bat ihn, mit nach draußen zu gehen.
Er folgte mir ohne Widerspruch. Im Flur hob er die Schultern.
»Der Arzt hatte ja recht, aber das wollte ich nicht so ohne weiteres zugeben. Allmählich setzt sich bei mir auch die Überzeugung durch, es hier mit einer Legende zu tun zu haben.« Er lächelte. »Aber Sie wissen ja nichts davon.«
»Das sagen Sie mal nicht«, antworteten Suko und ich fast wie aus einem Munde und schauten in das erstaunte Gesicht des deutschen

Inspektors.

»Wieso?«

»Wegen dieser Legende sind wir schließlich hergekommen«, erklärte der Chinese.

»Wirklich?«

»Ja«, bestätigte ich.

»Aber was wissen Sie davon? Hat es sich bis London schon herumgesprochen?«

»Nein, das nicht gerade.« Ich schlug dem Inspektor auf die Schulter.

»Schauen wir uns zunächst einmal bei dieser seltsamen Familie Lengerich um. Alles andere sehen wir später.«

Der deutsche Inspektor nickte. »Ich jedenfalls bin zu jeder Schandtat bereit.«

Suko und ich waren froh, daß er es so sah…

***

Im Hochsommer bekam man an gewissen Tagen keinen Platz mehr am feinkörnigen Sandstrand der Insel. Jetzt im Winter wirkte er verlassen.

In den späten Morgen- und den frühen Nachmittagstunden gab es immer wieder Spaziergänger, die durch den Sand liefen, die frische Luft genossen und einfach nur den klaren Sauerstoff tanken wollten. Später allerdings, wenn die Sonne sich allmählich dem graugrünen Meer entgegensenkte und am Horizont versank, blies auch der Wind stärker, und den meisten Spaziergängern wurde es dann zu kühl.

Sie zogen sich in ihre Hotels, Pensionen oder Gasthäuser zurück.

So kam es, daß der Strand praktisch menschenleer war.

Doch das schien nur so.

Tatsächlich aber tat sich etwas. Zwar nicht oberhalb der Strandfläche, sondern darunter.

Ein scharfer Beobachter hätte sehen können, daß sich der Sand bewegte. Es war nicht der Wind, der dafür die Verantwortung trug.

Die Gründe der Bewegung lagen im wahrsten Sinne des Wortes tiefer.

Unter der Oberfläche.

Dort lauerte die gefährliche, geheimnisvolle Kraft, die auch nach oben strömte und sich durch nichts aufhalten ließ. Sie erreichte den Sand, so daß nicht nur die feinen Wellen entstanden, sondern auch kleine Löcher, die wie Trichter wirkten, so daß der sich an den Rändern befindliche Sand ständig nachrieselte.

Aus dem Sand kam etwas.

Zuerst war es eine kleine Hand, die sich hervorschob. Lange, braune Finger krümmten sich und bildeten eine Faust. Sie wurde abermals geöffnet, die Hand ausgestreckt und lag mit ihrer Fläche jetzt auf dem Sand, der an dieser Stelle von den heran laufendenden Wellen noch

nicht benetzt wurden.

Der Hand folgte ein Arm. Dünn, klein, aber zäh aussehend. Eine Schulter folgte, schließlich der Kopf mit den abstehenden Ohren und den glühenden Augen im Gesicht.

Der erste Zwerg war da.

Noch verließ er den Sand nicht völlig. Wie ein Murmeltier in den Bergen blieb er noch zurück und schaute sich vorsichtig um.

Er sah das Wasser, er blickte zurück, aber er sah keine Gefahr.

Für ihn ein Beweis, das Loch endgültig zu verlassen, und er hüpfte aus dieser Vertiefung hervor.

Eigentlich sah er harmlos aus.

Doch wehe denen, die ihm zu nahe kamen. Vielleicht hätten sie gegen einen von ihnen noch bestanden. Kaum aber hatte der Zwerg sein unterirdisches Reich verlassen, als im Umkreis von rund Metern sich an verschiedenen Stellen der Sand bewegte.

Sie waren da.

Und sie waren bereit…

***

Dass man durch die Vermietung von Strandkörben auch Geld verdienen konnte, bewies das Haus der Lengerichs. Es war ein prächtiger Bau mit einem Rieddach und zur Frontseite hin vorgezogenen Gauben. So stellte man sich ein Traumhaus auf Sylt vor.

Das sagte ich auch dem Inspektor.

Der winkte ab. »Alles nur Schein, Herr Kollege. Wenn Sie näher herangehen, werden Sie sehen, wie vergammelt das Haus ist. Die Lengerichs haben es geerbt und selbst kaum Geld hineingesteckt. Zudem befindet sich an der Hinterseite noch die Reparaturwerkstatt des Mannes.«

»Stimmt. Er reparierte ja Fahrräder.«

»Genau.«

Eigentlich hatten wir damit gerechnet, erwartet zu werden, das war nicht der Fall. Die breite Frontseite des Hauses lag leer vor uns.

Kein Gesicht, das aus dem Fenster schaute, niemand, der an der Tür stand, nicht einmal ein Hund bellte.

Stille. Bis auf das Pfeifen des Windes, aber Menschen sahen wir nicht.

Das nächste Haus stand ein ziemliches Stück entfernt. Zum Grundstück der Lengerichs nahm die Distanz die Breite eines Fußballfeldes ein.

Den Eingang konnte man schon als ein Portal bezeichnen. Die Treppe war im Halbbogen angelegt. Sie besaß vier Stufen, über die wir der Haustür entgegenschritten.

Prächtig geschnitztes Holz, das allerdings einige Macken zeigte.

Die Tür hätte ausgebessert werden müssen.

Dafür stand sie offen.

Der Inspektor aus Deutschland hob die Schultern und drückte die Tür auf. »Wer mich so einlädt«, sagte er, »muß damit rechnen, daß ich die Einladung auch annehme.«

Sekunden später standen auch wir im Flur, der die Maße einer Halle aufwies. Eine Holztreppe führte zu einer Galerie, die ein Holzgeländer besaß. Eine direkte Decke sahen wir nicht. Von hier unten in der Halle konnten wir unseren Blick direkt in das Gebälk richten.

Auf dem gefliesten Boden blieben wir stehen und drehten uns langsam im Kreis. Jetzt hätte man uns eigentlich schon gehört haben müssen, aber es rührte sich nichts.

»Die sind möglicherweise noch beim Leichenschmaus«, sagte ich, denn mir waren die Gebräuche bekannt.

Der Inspektor wollte davon nichts wissen. »Nein, so lange dauert der nicht.«

»Dann bin auch ich überfragt.«

»Ich werde mal rufen!« Meissner hatte den Satz kaum ausgesprochen, als seine kräftige Stimme bereits durch das Haus hallte. Er rief nach Frau Lengerich, eine Antwort bekam er nicht.

»Es ist niemand da!« bemerkte er und senkte den Blick.

»Hat man die Leiche nicht hier im Haus gefunden?« erkundigte sich Suko.

»Das stimmt.«

»Und wo?«

»Im Keller, wenn ich recht informiert bin.«

»Wäre gar nicht schlecht, wenn wir ihn uns einmal anschauen«, schlug ich ihnen vor.

Damit waren Suko und auch Meissner einverstanden. Die Kellertür mußten wir erst noch suchen, und Meissner hatte auch seine Bedenken.

»Ich weiß nicht so recht, wir haben keinen Durchsuchungsbefehl und schauen uns einfach um.«

»Das stimmt schon«, gab ich ihm recht. »Denken Sie aber daran, was alles auf dem Spiel steht. Es hat schließlich einen Toten gegeben.«

Der Inspektor nickte ernst.

Suko hatte sich an unserer Unterhaltung nicht beteiligt, sondern sich umgesehen. Und er fand die Kellertür. Davor war er stehen geblieben.

»Kommt her!«

Wir liefen zu ihm, passierten einen Durchgang und schauten zu, wie Suko die Tür öffnete.

Ich kenne viele Keller. Gerade in meinem Beruf treibe ich mich oft in solchen und ähnlichen Räumen herum. Ich habe auch ein Gespür dafür bekommen, ob Keller eine unheimliche Atmosphäre besitzen oder nicht.

Dieser hier schien völlig normal zu sein. Jedenfalls merkte ich nichts, was auf irgendeine Gefahr hingedeutet hätte.

Das helle Licht fiel auf die gut ausgebauten Stufen, und wir schritten die Treppe hinunter, ohne daß irgend etwas passierte.

In einem großen Raum blieben wir stehen. Er besaß noch einen Durchgang zu einem weiteren Kellerraum, und der Inspektor schüttelte den Kopf. »Hier sind wir wohl auf dem falschen Dampfer. Ist doch alles völlig normal, meine Herren.«

»Meinen Sie, wegen der Strandkörbe?«

»Unter anderem. Auch mein Gefühl sagt mir, daß wir uns nicht in einem Mörderkeller befinden.«

In der Tat hatten die Lengerichs hier die Strandkörbe aufgestellt.

Sie standen neben- und übereinander und reichten fast bis an die hell gestrichene Decke heran.

Als ich ein paar Schritte ging und die anderen stehen blieben, hörte ich es unter meinen Füßen knirschen. »Sand«, sagte ich.

Meissner lachte. »Auf Sylt völlig normal.«

Ich bückte mich. »Neuerdings bin ich gegen Sand ein wenig allergisch.«

»Das dürfen Sie nicht so eng sehen«, belehrte mich der Mann.

»Überlegen Sie mal, wie viel Sand noch in den Körben steckt, wenn sie vom Strand abtransportiert werden.«

Da hatte er zweifelsohne recht. Dennoch wollte ich den Sand näher untersuchen, bückte mich und zerrieb ihn zwischen meinen Fingerspitzen. Nun war ich kein Mann, der Erfahrung auf diesem Gebiet besaß. Für mich fühlte sich der Sand normal an.

Das sagte auch Inspektor Meissner.

Der Sand lag dicht vor der Treppe. Ob er nun zu einem Toten gehörte oder vom Strand stammte, konnte niemand von uns sagen, deshalb forschten wir auch nicht mehr weiter nach, sondern wandten uns dem Nebenraum zu, dessen Durchgang so einladend offen stand.

Suko schaltete auch dort das Licht ein. Wir befanden uns in einer Werkstatt. Hier lagen genau die Werkzeuge, die Lars Lengerich benötigt hatte, um seine Strandkörbe wieder in Ordnung zu bringen.

Auch anderes Werkzeug entdeckten wir. Es diente sicherlich zur Reparatur der Fahrräder.

Sonst war der Raum leer.

Bis auf den Sand.

Auch hier knirschte er unter unseren Füßen, und ich verzog das Gesicht. Meissner bemerkte dies. Er lachte leise. »Man merkt, daß Sie noch nicht lange auf Sylt sind. Nach einer Woche haben Sie sich daran gewöhnt. Glauben Sie mir.«

»So lange wollten wir nicht bleiben«, erwiderte ich und schaute mich um.

Meissner klopfte mir auf die Schulter. »Okay, Herr Sinclair, bleiben Sie mal hier unten. Ich werde mich in die erste Etage begeben und mich dort umsehen.«

»Sagen Sie Bescheid, wenn Sie etwas entdeckt haben.«

»Natürlich.«

Meissner ging. Suko und ich blieben zurück. Mit Argusaugen schauten wir nach, doch entdeckten nichts, was unseren Argwohn herausgefordert hätte.

»Komisch ist es dennoch«, erklärte der Chinese. »Das ist kein Trauerhaus.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Es ist mir alles zu normal. Trotzdem habe ich das Gefühl, daß wir eine Gefahr noch gar nicht erkannt oder entdeckt haben.«

»Und welche wäre das?«

Suko hob die Schultern. »Weiß ich auch nicht genau. Es kämen ja nur die Zwerge in Frage.«

»Richtig.«

Konnten sich die kleinen Teufel vielleicht hier versteckt halten?

Möglich war alles, denn ich traute diesen Bestien auch alles zu.

Die Werkstatt gab ihr Geheimnis nicht preis. Wir öffneten Schränke, wir schauten in Schubladen und fanden nichts, das unseren Argwohn hätte erwecken können.

Ich hob die Schultern. »Es hat keinen Sinn, Suko, wir werden wieder gehen und später zurückkommen.«

Mein Partner war natürlich einverstanden. Auf der Treppe knirschte es wieder unter unseren Füßen, und mein Freund schimpfte über den verdammten Sand, wie er ihn nannte.

Von Inspektor Meissner hörten wir nichts. Wir sahen ihn auch nicht, als wir wieder in der Halle standen. Wahrscheinlich steckte er noch in den oberen Räumen.

»Inspektor!« rief ich. »Sind Sie mit Ihrer Untersuchung fertig?«

Während ich die Worte rief, schaute ich zur Galerie hoch, denn dort mußte er auftauchen, falls er das Zimmer verlassen hatte.

Meissner erschien nicht.

»Ist der eingeschlafen?« fragte Suko.

Ich war blaß geworden. »Wenn es das wäre, könnten wir aufatmen.«

»Wie meinst du das?«

Ich hob die Schultern. »Nur so.«

»Du glaubst also, daß Meissner…«

»Wir schauen erst einmal nach«, erklärte ich und setzte mich bereits in Bewegung.

Bis zur Treppe waren es nur wenige Schritte. Sehr leise konnten wir nicht hoch laufen, da die Bohlen unter unserem Gewicht knarrten.

Dann standen wir oben auf der Galerie. Ihre Verlängerung bildete ein

Gang, von dem auch einige Türen abzweigten. Niemand von uns kam auf die Idee nach oben in das Dachgebälk zu schauen.
Dort lauerte die Überraschung.
Erst als wir es aus der Höhe poltern hörten, drehten wir die Köpfe.
Jäh sprang uns das Entsetzen an. Unsere Gesichter wurden blaß.
Ein eiskalter Fluss strömte durch meine Adern, denn nun sahen wir, weshalb Inspektor Meissner nicht geantwortet hatte.
Er konnte es nicht.
Jemand hatte ihn erhängt!
Der Polizeibeamte hing an einer glühenden Schnur, deren Ende irgendwo zwischen den Balken verschwand. Natürlich war klar, daß sich einer dieser teuflischen Gnome dafür verantwortlich zeigte, und der Inspektor baumelte wie eine Puppe in der Schlinge.
Völlig regungslos…
Dr. Mommsen hatten wir retten können. Bei diesem Mann würden wir zu spät kommen, das stand fest.
Ich schüttelte den Kopf, war vor Grauen sprachlos und atmete scharf durch den geöffneten Mund. Das durfte doch nicht wahr sein. Wir hatten uns im Haus befunden, und dennoch war es unserem Gegner gelungen, den Mann praktisch vor unseren Augen zu ermorden.
Beide waren wir aschgrau im Gesicht geworden, und beide hörten wir auch das hämische Kichern.
Es klang aus dem Gebälk, in dem sich der Zwerg gut hatte verstecken können.
Deshalb sahen wir ihn auch nicht.
»Da kommen wir nicht ran!« hauchte Suko. Mein Partner stand auf dem Fleck, er hatte die Hände geballt, die Mundwinkel zuckten.
Selten hatte ich ihn in so einer aufgewühlten Stimmung erlebt.
Dieser Mord war praktisch vor unseren Augen geschehen, aber die Schrecken waren noch nicht beendet. Wir bekamen zu sehen, was mit den Toten geschah, die in die Klauen der Zwerge gerieten.
Da die Lampe eingeschaltet war und in einem sehr günstigen Abstand zu dem Toten hing, strahlte ihn das Licht auch an. Sein Gesicht wurde deutlich aus dem Schein hervorgerissen, und darin begann es plötzlich zu zucken.
War der Inspektor etwa nicht tot?
Für einen Moment durchflutete mich die Hoffnung. Ich wollte etwas sagen, aber das Wort brachte ich nicht mehr über die Lippen, denn zu schlimm war das, das wir zu sehen bekamen.
Der Mann veränderte sich.
Er löste sich auf…
Haut und Haare nahmen einen anderen Farbton an. Sie wurden für einen Augenblick dunkler, bevor sie sich verwandelten und in reinen Sand übergingen.

Aus den Haaren rieselte es. Der Sand strich über das Gesicht des Toten, als wäre er eine Säure, die alles auflöst, was sich ihr in den Weg stellt.

In Schleiern fiel der Sand dem Boden entgegen, und nicht allein das Gesicht wurde in Mitleidenschaft gezogen, auch die übrigen Körperteile verschonte dieser Prozeß nicht.

Da rieselte es aus den Armlöchern des Mantels hervor, der Hut trudelte zu Boden und auch aus den Hosenbeinen löste sich der Sand in einem wehenden Schleier.

Wir standen da und starrten.

Mein Herz klopfte überlaut. Ich atmete durch den offenen Mund.

Wie gern hätte ich den Vorgang gestoppt, doch es war nicht möglich. Wir befanden uns einfach zu weit weg.

Und der Sand fiel.

Lautlos, unheimlich.

Erst als er den Boden berührte, hörten wir das leise Prasseln, und wir beide senkten unsere Köpfe, um dorthin schauen zu können, wo der Sand aufkam.

Da sahen wir schon die Reste.

Es war furchtbar.

Das kleine Häufchen am Boden wurde immer höher. Ständig rieselte Sand hinzu, und es schien überhaupt nicht aufzuhören. Wir sahen auch keine Knochen, alles löste sich auf.

Wurde zu Sand…

Etwa fünfzehn Sekunden dauerte der Vorgang. Zuletzt lösten sich die Kleidungsstücke, blähten sich während des Falls noch einmal auf und blieben am Boden liegen.

Aus, vorbei…

Nur das Lasso leuchtete noch wie ein Fanal des Todes, und wir hörten das häßliche Lachen des teuflischen Gnoms, bevor er das Lasso zurückzog.

Jetzt war nichts mehr zu sehen.

Suko schüttelte den Kopf. »Mein Gott!« hauchte er und bekam einen Schauer, der sich deutlich auf seinem Gesicht abzeichnete.

Ich holte tief Atem, wollte sprechen, meine Kehle war in diesen Augenblicken wie zugeschnürt.

Suko fing sich als erster. Er stieß mich leicht an. Ich zuckte zusammen. Dabei kam ich mir vor wie jemand, der aus einer tiefen Trance erwachte. »Wir müssen diesen Zwerg packen!« zischte er.

Ich schaute ihn an.

»John!«

Jetzt erst konnte ich reagieren und schüttelte die Lähmung ab.

»Du hast recht!« hauchte ich. »Du hast so verdammt recht.« Tief atmete ich ein und lief die Treppe hinab.

Suko folgte mir langsamer.
Neben dem, was einmal ein Mensch gewesen war, blieb ich stehen.
Sehr genau schaute ich hin.
Sand, nur dieser verdammte Sand!
Aber kein normaler Sand, sondern die Reste eines magisch beeinflussten Menschen. Einen ähnlichen Sand hatten wir auch in dem Sarg gesehen und wußten nun genau, wie er zustande gekommen war.
Wenn wir den Inspektor beerdigten, würden wir auch nur Sand in den Sarg füllen können.
Aber halt! Hatte sich nicht aus dem Sand der Zwerg zurückgebildet?
Natürlich. Es war erst zwei Stunden her, deshalb hatte ich beides noch in guter Erinnerung.
Ich nickte Suko zu. »Wir können ja nichts mehr tun«, sagte ich.
»Aber solltest du nicht versuchen, den Sand zu zerstören?«
»Wie meinst du?«
»Schlag mit der Peitsche hinein.«
Jetzt begriff mein Freund. Auf seinem Gesicht zeigte sich ein knappes Lächeln. »Natürlich…«
Ich wurde das Gefühl einfach nicht los, daß sich die Zwerge auf diese schreckliche Art und Weise vermehrten. Sie töteten Menschen, verwandelten sie in Sand, damit anschließend aus diesem Sand wieder neue Gestalten entstehen konnten.
Ein verdammt makabrer Kreislauf.
Suko hatte die Peitsche bereits gezogen, schlug einmal einen Kreis und ließ die Riemen ausfahren.
Ich war einen Schritt zur Seite getreten. Mein Partner sollte freie Bahn haben, um zuschlagen zu können.
Er tat es.
Die Riemen pfiffen schräg durch die Luft, und sie klatschten schräg in den Sandhügel hinein, der einmal ein Mensch gewesen war. Zunächst wurde er durcheinandergewirbelt, hochgestäubt, so daß kleine Wolken entstanden.
Sie blähten sich für einen Moment auf wie Ballons, wurden schwarz, und wir sahen in jeder Wolke einen Körperteil des teuflischen Gnoms.
Und wir hörten ihn schreien.
Im ersten Moment dachten wir daran, daß dieses Schreien von der Höhe aus gekommen wäre. Das stimmte nicht, aus einer Wolke war es gedrungen, und zwar aus der, in der sich genau das Gesicht des grausamen Gnoms abzeichnete..
Suko schlug noch zweimal zu.
Er zielte dabei auf die Wolke. Die drei Riemen fetzten hindurch, denn sie boten ja so gut wie keinen Widerstand, aber die Magie der Peitsche war ungemein stark.
Sie zerstörte.

Und noch einmal holte Suko zum Schlag aus. All seine Wut legte er hinein, die Riemen der Peitsche fegten auch über den Boden, klatschten in den Restsand und schleuderten ihn hoch.

Mein Freund vernichtete die Magie restlos.

Dann erst atmete er auf.

Er nickte mir zu und sagte: »Okay, John, das hätten wir erledigt. Der vermehrt sich nicht mehr.«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Dennoch war die Gefahr nicht gebannt, den Mörderzwerg hatten wir nicht erwischt, und er lauerte nach wie vor im Gebälk.

Dort mußten wir hin.

Ohne uns abgesprochen zu haben, schauten wir beide nach oben.

Kaum hatten wir die Köpfe in den Nacken gelegt, hörten wir schon das wütende Fauchen der kleinen Bestie.

Dann zeigte sie sich.

Auf einmal huschte sie hinter einem besonders dicken Balken hervor, blieb in einem Dreieck geduckt sitzen und starrte aus, ihren glühenden Augen zu uns nieder.

Ich hatte die Beretta hervorgerissen, doch Suko winkte ab. »Laß es, John, damit erreichen wir nichts.«

Er hatte ja recht.

Auch unser Gegner schien es zu wissen. Er veränderte seinen Standort nicht, blieb in diesem sicheren Winkel hocken und bewegte nur seinen rechten Arm.

Um die Hand hatte er das glühende Lasso geschlungen.

Allerdings eingerollt, was sich im nächsten Augenblick schlagartig änderte, als das Wesen wie ein Affe geschmeidig auf einen anderen Balken sprang, sich mit der freien Hand festklammerte und kaum sein Ziel erreicht hatte, als es das Lasso schleuderte.

Wir sahen eine glühende Spirale durch die Luft wischen, hörten das hämische Gelächter des satanischen kleinen Mörders und bemerkten, daß die Schlinge genau in meine Richtung zielte.

Ich sprang zur Seite.

Suko blieb stehen.

In diesem Augenblick reagierte er goldrichtig, denn er setzte abermals seine Peitsche ein und drosch die drei Riemen haargenau in die Flugbahn des glühenden Lassos.

Ein Treffer. Die Peitsche wickelte sich um das Lasso.

Der Chinese drehte sich dabei noch, fing mit seiner Peitsche die glühende Lassoschnur ein und zog ruckartig daran.

Damit hatte der Zwerg nicht gerechnet. Zudem ließ er das Lasso nicht los. Auch seine Standfestigkeit war nicht gerade optimal, so daß er von seinem luftigen Ort nach unten gerissen wurde und wie ein Stein zu Boden krachte.

Da lag er nun in der Halle!

Wir hatten uns zuvor Gedanken darüber gemacht, wie es möglich war, den Mörder aus seiner Deckung zu holen. Dieses Problem hatte sich nun erledigt, obwohl der Zwerg nicht im Traum daran dachte, aufzugeben, denn er hatte kaum den Boden berührt, als er sich zur Seite drehte und geschwind in die Höhe schnellte.

Wir wußten, wie schnell sich der Zwerg bewegen konnte und welche Sprünge er trotz seines kleinen Körpers schaffte.

Als er sich abstieß, hörte ich Suko schreien: »Aus dem Weg, John!«

Ich sprang zur Seite.

Der Zwerg aber hatte sich schon abgestoßen. Weit gezogen war sein Sprungbogen, und er zielte genau auf die Treppe. Dabei würde er nicht einmal auf der untersten Stufe landen, sondern mindestens vier Stufen höher.

Das hatte auch Suko erkannt. Mein Partner war ebenfalls sehr schnell.

Bevor der Mörderzwerg noch landen konnte, wurde er von den drei Peitschenriemen in der Luft erwischt.

Überlaut klang das Klatschen, als sich die Riemen um seinen Körper wickelten.

Für den Augenblick sah es so aus, als wäre der Zwerg in der Luft gefangen, dann aber lösten sich die Riemen, und der Gnom krachte wieder zu Boden.

Hart schlug er auf. Er war auf die Kante der untersten Stufe gefallen, sein überraschter Schrei klang quiekend und schrillte durch die Halle, dann zerbrach er in zwei Teile.

In diesem Moment kam er mir wie eine Porzellanfigur vor, und das Schreien brach abrupt ab.

Suko stand neben ihm.

Schlagbereit hielt er seine Dämonenpeitsche, doch er brauchte nicht mehr einzugreifen.

Der Zwerg war erledigt.

Er wurde zu dem, was er eigentlich war.

Zu Sand…

Ich holte tief Luft, drehte mich um und stützte mich auf der Schulter meines Freundes ab. »Das wäre erledigt«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Du kannst dir deine Peitsche vergolden lassen.«

Suko winkte ab. »Laß mal. Sie ist mir so viel lieber. Ich frage mich nur, mit wie vielen dieser kleinen Bestien wir es noch zu tun bekommen?«

»Keine Ahnung.«

»Und wo halten sie sich versteckt?«

»Möglicherweise unter dem Strand.«

»Willst du den aufwühlen?«

Ich lachte rau. »Bestimmt nicht.«

»Wie sollen wir sie dann finden?«

»Das brauchen wir gar nicht. Meiner Ansicht nach werden sie uns schon finden.«

Suko hatte verstanden, drückte es nur anders aus. »Du meinst, sie werden einen Rachetrip einleiten?«

»So ungefähr.«

»Wäre ja nicht schlecht, wenn sie sich auf uns konzentrierten. Dann wären wenigstens die Menschen außer Gefahr.« Bei seinen Worten schaute Suko zu Boden. Sein Blick streifte das, was von dem Inspektor noch zurückgeblieben war.

Nur Sand…

Der Chinese preßte die Lippen zusammen. Durch die Nase holte er Luft und schüttelte den Kopf. »Sollen wir die zuständigen Behörden über seinen Tod informieren?« fragte er.

Das hätten wir eigentlich tun müssen. In Anbetracht der Dinge allerdings sah ich es anders. Wenn wir uns mit den zuständigen Stellen in Verbindung setzten, würde eine Untersuchungskommission anrücken, und so etwas war uns überhaupt nicht recht.

Deshalb sprach ich dagegen.

»Dann warten wir die Nacht ab.«

Ich nickte. »Ja, das hatte ich auch vor. Wenn noch mehr Gnome hier auf der Insel stecken, werden sie uns hoffentlich über den Weg laufen.«

»Wobei sie im Dunkeln kaum zu sehen sind.« Suko deutete auf ein Fenster. »Es fängt ja schon an, dämmrig zu werden.«

Ich grinste hart. »Zum Glück leuchten ihre Peitschen. Das darfst du nicht vergessen.«

»Und die Augen.«

Von den Lengerichs sahen wir nichts. Wir mußten nicht einmal, wer noch alles in diesem Haus wohnte. Es war wirklich sehr seltsam. So lange konnte ein Leichenschmaus nicht dauern.

Vielleicht wußten die Bewohner auch Bescheid und spürten Angst, in das Haus zurückzukehren, oder sie machten mit den Zwergen gemeinsame Sache. Das war auch möglich.

Einen letzten Blick warf ich noch auf das, was der Inspektor gewesen war. Dann nickte ich Suko zu.

Zu dritt waren wir gekommen.

Und zu zweit verließen wir das Haus…

***

Jan Behnfeld zog gerade seinen Ostfriesennerz über, als sich im Türschloss ein Schlüssel drehte und einen Lidschlag später die Mutter in der Wohnung stand.

Überrascht schaute sie ihren Sohn an und setzte die Einkaufstüte ab. »Du willst weg?«
»Ja, Mom.«
Frau Behnfeld lächelte. »Um diese Zeit…«
»Mutter, du weißt doch, daß wir heute unsere große Nacht haben.«
»Stimmt, Junge, das hatte ich vergessen. Wie spät wird es denn?«
Jan hob die Schultern. »Zu warten brauchst du nicht. Im letzten Jahr bin ich erst gegen vier Uhr gekommen.«
»Möchtest du etwas zu essen mitnehmen?«
»Nein, wir machen uns was.«
»Was denn?«
Jan grinste. »Was wir auch schon früher gemacht haben. Wenn das Feuer brennt, rösten wir Kartoffeln. Was glaubst du, wie die schmecken. Und damit wir das Essen auch hinunterspülen können, bringen alle etwas Flüssiges mit.«
»Du auch?«
»Klar«, erwiderte Jan im Brustton der Überzeugung und griff in die rechte tiefe Tasche seiner gelben Windjacke. Er zog eine Flasche vor, hielt sie seiner Mutter hin und sah ihr erschrecktes Gesicht. »Ist was, Mom?«
»Du hast ja Korn.«
»Klar. Wasser wärmt nicht.«
Frau Behnfeld schluckte. »Junge, du weißt, was ich vom Alkohol halte. Und dein Vater ebenfalls. Erstens bist du erst sechzehn und für Schnaps noch viel zu jung. Zweitens kann man sich an das Zeug gewöhnen. Nein, Jan, es tut mir leid. Du gehst nicht mit der Flasche.«
»Aber Mom…«
Frau Behnfeld blieb hart. Bevor Jan sich versah, hatte sie ihm die Flasche schon entwunden. »Es reicht, daß ihr euch die Nacht um die Ohren schlagt. Da braucht nicht auch noch Alkohol im Spiel zu sein. So sehe ich es.«
»Einmal…«
»Ich bleibe hart. Mein Junge bringt keinen Alkohol mit.«
»Aber die anderen…«
»Was die machen, ist mir egal. Für die bin ich nicht verantwortlich, aber für dich.«
Jan senkte den Kopf. Er war sauer und wütend, starrte zu Boden und hob schließlich die Schultern, bevor er wortlos an seiner Mutter vorbei auf die Tür zuging.
»Sagst du mir nicht Tschüß?«
»Ja. Tschüß.«
Hart schlug Jan die Tür ins Schloß, und Frau Behnfeld schüttelte den Kopf. »Alkohol«, murmelte sie, als sie in die Küche ging. »Als hätte dieses Zeug nicht schon genug Unheil angerichtet. Das und die

Drogen. So etwas hat mir noch gefehlt.«

Jan hörte die Worte seiner Mutter nicht mehr. Er befand sich im Treppenhaus und schlug wütend gegen das Geländer. Die anderen würden ihn auslachen, wenn er als einziger ohne Stoff ankam.

Susanne Richter sorgte für die Kartoffeln, die Getränke waren Männersache.

Kaufen wollte er auch keine Flasche. Im Moment sah es ziemlich mies in seiner Kasse aus. Das meiste Geld war für Weihnachtsgeschenke draufgegangen. Zornig riß er die Haustür auf.

Es war wieder kälter geworden. Der Wind wehte aus Westen und stach in sein Gesicht. Jan mußte um das Haus herum, denn im Hof stand sein Moped.

Im Hof traf er eine Nachbarin, die ebenfalls Bescheid wußte.

»Na, Jan, geht es jetzt los?«

»Ja, Frau Christensen.«

»Dann wünsche ich euch mal viel Spaß, nicht.«

»Danke.« Jan bückte sich und öffnete das kleine Kettenschloss, mit dem er sein Moped gesichert hatte.

Er wurde noch wütender, weil der Motor nicht sofort ansprang.

Schließlich knatterte die Maschine und Jan konnte sich in den Sattel schwingen.

An der Straße mußte er stoppen, weil einige Wagen die Ausfahrt passierten.

Für ihn wurde es jetzt Zeit, denn allmählich löste die Dämmerung den sowieso nicht hellen Tag ab. Ohne Licht konnte er nicht fahren, und Jan wandte sich in Richtung Süden.

Über die breite Süderstraße fuhr er, die an ihrem Ende einen rechten Bogen schlug und auf den Radweg mündete, der die Insel durchschnitt.

Den nahm Jan aber nicht. Er überquerte ihn nur, erreichte einen schmalen Weg, der das Südwäldchen teilte, und rollte anschließend schon dem Strand und damit dem Treffpunkt entgegen.

Sie hatten ausgemacht, sich an der Bude des Strandkorbwächters zu treffen. Jan Behnfeld schaute nach vorn. Er sah dem hüpfenden Lichtstrahl nach, passierte ein öffentliches WC und hörte durch das Geräusch des Motors das Rauschen der Wellen.

Hier pfiff der Wind stärker als im Ort. Jan trug keine Mütze und spürte die Kälte an den Ohren.

Plötzlich sah er die winkende Gestalt. Sie erschien im Restlicht des Scheinwerfers. An der hellroten Windjacke erkannte Jan die Fast-Freundin Susanne.

Der Junge verringerte das Tempo und hielt schließlich neben dem Mädchen, das ihn mit einem »Da bist du ja endlich« begrüßte.

»Tut mir leid, es ging nicht schneller.« Jan stieg aus dem Sattel,

kickte den Ständer nach unten, stellte das Moped hin und schaute sich zunächst einmal um.

Noch war es nicht ganz dunkel.

Über der See lag ein seltsamer Glanz. Ein unnatürliches Licht. Die Sonne hatte sich bereits hinter dem Horizont versteckt, doch der Widerschein ihres letzten Lichts stach noch in die grauen Wolkenberge hinein, durchleuchtete sie und hellte ihre Farbe auf. Licht und Schatten wechselten sich an den verschiedensten Stellen ab wie Inseln in einem unheimlichen Meer.

Die See rauschte gegen den feinen Strand. Ein ewiges, monotones Geräusch.

Dabei trugen die Wellen weiße Schaumkämme, die sehr schnell verschwanden, als sie den Strand erreichten und über den Sand rannen.

»Wo sind denn die anderen?« fragte Jan.

»Schon in der Bude.«

»Okay, laß uns auch gehen!«

Susanne hielt sich an seiner Seite. Der Wind schleuderte ihr blondes Haar in die Höhe und ließ das Gesicht noch schmaler wirken.

Ihre Haut war mit zahlreichen Sommersprossen bedeckt, die Augenbrauen fielen kaum auf, und den etwas breiten Mund hatte sie halb geöffnet.

Jan schaute sie von der Seite her an, daß Susanne es merkte, wie sehr sie beobachtet wurde.

Der Junge sagte nichts. Stumm schritt er neben seinem heimlichen Schwarm her.

Wie er zu Susanne stand, bemerkte das Mädchen sehr wohl, hütete sich jedoch, etwas zu sagen und lächelte nur verschmitzt.

Als sie die Tür der Hütte aufzogen, fegte ein Windstoß heran und hätte sie den beiden beinahe aus den Händen gerissen. Rasch traten sie über die Schwelle.

Ralf Richter und Thorsten Hanke warteten bereits.

»Hast dir ja verdammt viel Zeit gelassen«, bemerkte Ralf.

Jan schloß die Tür. »Ich konnte eben nicht früher kommen.«

Thorsten grinste ihn an.

Er war ein schlaksiger Typ und ein oft gesehener Gast in den Jugend-Discos. »Hast du wenigstens an die Flasche gedacht?«

»Gedacht schon.«

»Aber…«

»Nicht bekommen.«

Thorsten und Ralf blickten sich an. »Bist du denn des Wahnsinns fette Beute«, sagte Ralf. »Wir hatten doch abgemacht, daß du eine Flasche Korn mitbringst.«

Obwohl er es nicht wollte, wurde Jan krebsrot. Vielleicht trug auch

die Nähe des Mädchens daran die Schuld, denn vor ihr mußte er sich abkanzeln lassen. »Meine Mutter hat mich erwischt, da konnte ich die Flasche nicht mitnehmen.«

»Und das läßt du dir gefallen«, sagte Thorsten.

»Was hättest du denn getan?«

Hanke grinste. »Ich wäre in den nächsten Laden gegangen und hätte eine Buddel gekauft.«

»Dazu habe ich kein Geld.«

»Auch das noch«, beschwerte sich Ralf. Im Gegensatz zu seiner Schwester war sein Haar dunkler.

»Dann trinke ich eben nichts«, murmelte Jan. Er ärgerte sich, daß ihn Susanne nicht unterstützt hatte.

Torsten hob die Schultern und schaute Ralf an. »Sollen wir ihm denn etwas abgeben?«

Ralf griff hinter sich. Er hatte auf einem Klappstuhl gesessen. Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie einen Flaschenhals umklammert.

»So macht man das, mein Junge«, sagte er und lachte. »Wenn mein Alter mich erwischt hätte, wäre es mir auch schlecht ergangen, aber ich kenne nun mal die Tricks.« Er drehte am Verschluss. »Möchtest du denn einen Schluck?«

Jan schüttelte den Kopf. »Nein, kein Bedarf.«

»Schade, ich hätte dich gern von innen aufgewärmt.« Ralf setzte die Flasche an, trank, rülpste und reichte sie dann an Thorsten weiter, der sich ebenfalls nicht lange bitten ließ und sogar zweimal schluckte.

Jan Behnfeld schaute sich unterdessen um. Das Häuschen des Strandkorbwächters war ziemlich groß. Es besaß sogar verschiedene Räume.

Sie dienten der Lagerung für Sonnenschirme und befanden sich hinter dem Raum, in dem die drei Jugendlichen sich aufhielten.

Ralf schlug die Beine übereinander. »Was hast du überhaupt mitgebracht, Jan?«

»Nichts.«

»Das ist nicht viel«, lachte Ralf.

»Ich habe es auch nicht nötig«, erklärte Jan Behnfeld. »Schließlich habe ich den ganzen Kram zusammengetragen, den wir verbrennen wollen. Und das war nicht wenig.«

»Wir verzeihen dir«, grinste Ralf.

»Ihr seid Quatschköpfe.«

»Finde ich auch.« Zum erstenmal mischte sich Susanne ein und stand Jan zur Seite. Der freute sich so darüber, daß er einen Arm auf die Schulter des Mädchens legte, und Susanne ging auch nicht zur Seite, um dieser Berührung auszuweichen.

Thorsten Hanke deutete auf die Tür zum Nebenraum. »Sollen wir da

auch noch etwas mitnehmen, was wir verbrennen können?«
»Da stehen doch nur Sonnenschirme«, sagte Susanne.
»Aber auch Kisten.«
»Hast du sie gesehen?«
»Ja, als ich vorhin hineinschaute.«
Jan winkte ab. »Es reicht doch, was wir da an Unrat alles haben. Wenn wir noch Nachschub brauchen, können wir das Zeug ja holen. Einverstanden?« Er schaute seine Freunde der Reihe nach an und sah seine Worte durch ihr Nicken bestätigt.
Thorsten, der sich schon der Tür genähert hatte, hob seine Schultern und wandte sich dem normalen Ausgang zu. An den Innenwänden der Bude hingen noch die mittlerweile verblichenen Plakate des vergangenen Supersommers. Die Barriere, die die kleine Kasse von dem Hauptraum abtrennte, war hochgekippt worden, das viereckige Guckfenster geschlossen.
Kaum stand die Tür offen, als abermals ein Windstoß auf das Haus zufegte und auch in die Hütte blies. Der Wind brachte Sand mit und schleuderte ihn gegen die jungen Leute.
»Wenn wir uns nicht beeilen, fliegt uns das Zeug noch weg«, rief Susanne wegen den Sturm an.
Ihr Bruder drehte sich um. »Nimm du noch die beiden Kanister mit«, sagte er zu Jan.
»Okay, mach ich.«
In den Kanistern befand sich Benzin. Sie würden es über den Abfallhaufen kippen und das Zeug anzünden.
Der Abfall lag bereit. Damit der Wind ihn nicht wegwehte, war eine große Plane darüber gedeckt worden. Mit Steinen hatte man sie befestigt. Thorsten und Ralf beeilten sich, die Plane zu lösen.
Nicht weit entfernt stand ein kleiner Sack mit Kartoffeln. Auch Holzspieße lagen bereit. Auf ihnen wollten die Freunde die Kartoffeln rösten.
Die beiden Jungen falteten die Plane zusammen, legten sie auf den Boden und beschwerten sie mit Sand, damit sie der Wind nicht wegtreiben konnte.
Was sie alles verdeckt hatte, sahen sie jetzt. Man konnte es mit einem Wort als Sperrmüll bezeichnen.
Da lagen Bretter, Kisten, dicke, sperrige Kartons, Zeitungen, ein halber Sessel, ein Tisch und natürlich das Treibgut, das die See angeschwemmt hatte.
Inzwischen war es getrocknet. Der ständig wehende Wind hatte dafür gesorgt. Zusammen mit dem Benzin würde es wie Zunder brennen.
Die Freunde hatten das brennbare Material geschickt verteilt. Die leichteren Teile lagen unten, während sie durch die größeren beschwert wurden. So wurde die Gefahr, daß durch den böigen Wind

etwas wegflog, gering gehalten.

Thorsten Hanke hatte den Müllberg umrundet. »Alles klar«, meldete er mit lauter Stimme.

»Gib mir einen Kanister!« verlangte Ralf von seinem Freund Jan und bekam diesen überreicht.

Die beiden Jungen lösten die Verschlüsse, traten dicht an den Haufen heran und verteilten das Benzin.

Währenddessen hockte Thorsten in sicherer Entfernung am Boden. Er hatte sich einen Lappen besorgt, schirmte sein Feuerzeug gegen den Wind ab und zündete den Lappen an.

»Weg da!« schrie er, als er mit dem brennenden Lappen in der Hand hochschnellte.

Zum Glück stand der Wind günstig, als Thorsten ihn warf.

Der Lappen wurde dort hingetrieben, wo sich der Abfallhaufen befand.

Er fiel nach unten, das Feuer kam mit dem Benzin in Berührung, und es gab eine erste puffende Stichflamme.

Die vier jungen Leute waren rechtzeitig genug zurückgesprungen. Als die ersten Flammen in die Höhe schossen, klatschten sie vor Begeisterung in die Hände.

»Das Weihnachtsfeuer!« rief Ralf Richter enthusiastisch, klatschte weiter und begann ein bekanntes Weihnachtslied zu singen.

»Kling Glöckchen…«

Die anderen stimmten mit ein, und die jungen Leute machten sich einen Spaß daraus, zu der Melodie einen anderen Text zu singen, der allerdings nicht jugendfrei war.

Diese Strophen hatten schon Schüler-Generationen vor ihnen gesungen.

Ralf Richter warf die Flasche in die Luft. »Auf dieses Feuer werden wir einen Schluck nehmen.« Er blickte Jan auffordernd an.

»Los, du alter Spielverderber, du zuerst!«

Jan schaute auf Susanne.

Sie lächelte ihm zu, und er glaubte auch, in ihren Augen eine Aufforderung zu lesen.

Zum Henker damit, was seine Mutter gesagt hatte. Jetzt wollte er mitmischen. Hart stieß er seinen rechten Arm in die Luft. »Los, her mit der Pulle!«

Ralf lachte und warf sie ihm zu. Jan hielt die Flasche triumphierend hoch, drehte den Verschluss auf und setzte die Öffnung an die Lippen.

Sein Schluck war doppelt so groß wie der der anderen. Schließlich hatte er etwas nachzuholen.

Thorsten und Ralf klatschten, als er die Flasche absetzte und nach Luft schnappte. Jan spürte die seltsame Wärme in seinem Magen und beugte sich vor. Er mußte husten. Susanne stand ihm bei. Sie klopfte

ihm auf den Rücken.

»Danke, danke!« keuchte Jan. »Es geht schon.«

»Der erste ist immer der schwerste«, kommentierte Thorsten ein wenig philosophisch.

Nachdem die beiden anderen Jungen getrunken hatten, war die Flasche leer. Aber sie besaßen noch Nachschub.

»Jetzt habe ich erst einmal Hunger!« kommentierte Ralf. »Los, Schwesterherz, hol die Kartoffeln.«

»Warte, ich helfe dir tragen!« Jan bot dem Mädchen seine Hilfe an.

»Das ist aber nett.«

Der Junge wurde rot, als er das Lob hörte. Ich glaube, daß sich heute Nacht noch etwas abspielt, dachte er und schleppte den Sack voller Freude herbei.

Thorsten hatte sein Taschenmesser aufgeklappt. Die Klinge bekam durch den Widerschein des Feuers einen rötlichen Glanz. Mit einem Ruck trennte der Junge den Sack auf.

Einige Kartoffeln rollten in den Sand. Sie wurden aufgehoben und auf die bereitliegenden Spieße gesteckt.

Die vier Jugendlichen waren beschäftigt. Sie kümmerten sich nicht um das, was dort geschah, wo der Widerschein der Flammen nicht hinreichte.

Deshalb sahen sie auch nicht die kleinen Hügel und Trichter, und sie bemerkten nicht, daß sich der Sand bewegte.

Die Zwerge waren bereit.

Und noch etwas entging ihnen.

Die Hütte, in der sie sich getroffen hatten, besaß zwei Außentüren.

Eine davon befand sich an der Hinterseite.

Die wurde von innen her aufgedrückt. Ein schmaler Spalt entstand. Er vergrößerte sich in den nächsten Sekunden. In Brusthöhe aber leuchtete etwas Rotes auf.

Dabei wirkte es wie ein Auge. Das allerdings war es nicht, sondern der Griff eines Messers…

***

Zwei Stunden waren vergangen.

Noch immer brannten die Flammen. Zwar nicht mehr so hoch wie zu Anfang, dennoch sah es nicht danach aus, als würden sie verlöschen.

Zudem wurde auch Nachschub geholt.

Die vier Freunde saßen nicht mehr um das Feuer herum, sie lagen rücklings im Sand und stöhnten.

»Ich kann nicht mehr!« keuchte Thorsten und hielt sich den Bauch.

»Soviel habe ich selten gegessen.«

»Und das alles ohne Ketchup«, sagte Ralf.

»Wieso?«

»Du isst doch sonst zu jedem Mist diese rote Soße.«

»Da habe ich auch ‘ne Currywurst bei. Jetzt kannst du mir Ketchup schenken, den würde ich ins Meer kippen.«

»Umweltverschmutzer!« meldete sich Jan. Er lag ebenfalls. Wenn er den Kopf nach rechts drehte, konnte er in Susannes Gesicht schauen.

Im zuckenden Flammenschein sah es blutverschmiert aus. Jan erschrak im ersten Augenblick, und das Mädchen mußte wohl etwas bemerkt haben. Es bewegte sich.

Auch Jan wollte seinen Kopf wieder zur Seite drehen, sah Susannes Lächeln und ließ es.

Die anderen beiden hatten sich zusammengehockt. Sie prosteten sich zu, und Jan hörte deutlich, wie die Flaschen klangen. Es freute ihn, so waren die beiden beschäftigt, und er konnte sich mehr um Susanne kümmern.

Sie reckte die Arme in die Höhe und faltete die Hände hinter dem Kopf zusammen. »Du, ich habe keine Lust mehr, hier liegen zu bleiben.«

»Wieso?« Jan verstand nicht so recht.

»Ich werde etwas Spazieren gehen.«

»Jetzt?«

»Warum nicht?«

»Ja, warum eigentlich nicht?« murmelte Jan Behnfeld und schalt sich innerlich einen Narren, weil er so spät kapiert hatte. Das war doch die Gelegenheit, und Susanne hatte das bestimmt nicht so dahergesagt. Sie hätte sonst einfach aufstehen und weggehen können.

Daß sie es nicht getan hatte, bewies ihm, daß sie nur darauf wartete, einen Begleiter zu bekommen. Dieser Begleiter sollte er sein.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich mit dir gehe?« fragte Jan.

Susanne richtete sich auf und schüttelte den Kopf. Einige Sandkörner lösten sich aus ihrem Haar und trafen Jan im Gesicht. »Nein, überhaupt nicht.«

»Dann könnten wir jetzt los?«

»Klar.«

Jan Behnfeld schnellte so rasch in die Höhe, daß ihm schwindlig wurde. Er warf noch einen Blick nach links und hörte, daß sich Ralf und Thorsten Witze erzählten.

Die Gelegenheit war günstig. Dennoch wollte er nicht so einfach von dannen schleichen. »Was sagen wir den beiden?« fragte er Susanne.

»Nichts.«

Jan lächelte. »Wie du meinst.«

Susanne war schon vorgelaufen. Sie befanden sich jetzt auf dem normalen Badestrand und liefen in Richtung FKK-Gelände, das südlich von Westerland liegt und genau abgegrenzt ist.

Das Feuer blieb hinter ihnen zurück. Die Füße der beiden jungen

Menschen schleiften durch den feuchten, kalt gewordenen Sand.

Susanne und Jan gingen dicht nebeneinander. Manchmal berührten sich ihre Jacken. Das dabei entstehende schabende Geräusch kam Jan wie ein elektrisches Knistern vor.

Er spürte, daß sein Herz schneller klopfte. Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen, und er gestand sich ein, daß ihn die Nähe des Mädchens nervös machte.

Susanne Richter hatte den Kopf in den Nacken gelegt und, ihr Gesicht dem Himmel zugewandt. Der Wind fuhr gegen ihre Haut, er blähte das Haar, und Susanne lachte plötzlich.

»Was hast du?« fragte Jan.

Sie blieb stehen und schaute zurück. Das Feuer war weit hinter ihnen geblieben. Es glühte wie das Auge eines Zyklopen in der Dunkelheit.

»Du möchtest mit mir gehen, nicht?« fragte sie sehr direkt und überrumpelte den guten Jan damit.

Der Junge schluckte. »Wie… wie kommst du darauf?« Er geriet sogar ins Stottern und ärgerte sich darüber.

»Das merke ich doch.«

»Woran?«

»Du bist anders zu mir als Thorsten.«

»Wie denn?«

»Ich weiß nicht, ehrlich nicht. Aber man spürt das eben, wenn man ein Mädchen ist. Versteh doch…«

»Ja, ja.« Jan senkte den Kopf, Mit der Schuhspitze zeichnete er Figuren in den Sand. »Irgendwie hast du sogar recht«, gab er mit großer Überwindung zu.

»Das wußte ich schon.«

»Und jetzt?« fragte Jan. Er hob den Kopf und schaute Susanne direkt an.

Sie lächelte. Ihr Gesicht schimmerte blaß. Den Mund hatte sie ein wenig geöffnet. »Weiß ich doch nicht.«

Es paßte nicht mehr viel zwischen ihre beiden Gesichter. Jan sah die Welt plötzlich ganz anders. Er hatte Alkohol getrunken, stand nicht mehr so fest mit beiden Beinen auf dem Boden, holte durch die Nase Luft und glaubte, das leichte, auffordernde Nicken des jungen Mädchens zu sehen.

Da faßte er sich ein Herz.

Der Junge streckte seine Arme aus. Wie von selbst fanden die Finger das Gesicht des Mädchens, glitten in das blonde Haar hinein, zerwühlten es, und Jan stellte im nächsten Augenblick fest, daß seine Lippen ebenso kalt wie Susannes waren.

Das änderte sich rasch.

Ein wenig zögerte das Mädchen noch, dann preßte sie sich gegen Jan Behnfeld, und um die beiden jungen Menschen herum versank die

Welt.

Sie standen da, küßten sich, holten zwischendurch Atem, rieben ihre Wangen gegeneinander, und Jan hörte, wie er mit einer Stimme sprach, die ihm selbst fremd vorkam.

Er stammelte stets den Namen des Mädchens. Susanne sagte den seinen. Ohne sich abgesprochen zu haben, wurde es beiden weich in den Knien. Da gab es nur die Möglichkeit, sich in den Sand zu legen, auch wenn er kalt war, doch in ihnen brannte ein Feuer, daß sie beide durchwärmte.

Sie lagen nebeneinander. Jan faßte Susanne an. Er wärmte ihre Hände, und sie schauten sich in die Augen.

»Endlich!« flüsterte der Junge.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die Lippen des Mädchens.

»Hast du lange darauf gewartet?«

Jan nickte heftig. Dabei berührten sich ihre Stirnen, und er zuckte rasch zurück. »Du glaubst gar nicht, wie lange ich darauf gewartet habe.«

»Wochen?«

»Nein.«

»Monate?«

Jan nickte. Diesmal aber vorsichtig. »Ich auch, wenn ich ehrlich sein soll!«

»Wirklich, Su?«

»Klar doch.«

Die beiden jungen Leute waren so in ihr verliebtes Gespräch vertieft, daß sie nicht merkten, was hinter Susannes Rücken geschah. Dort begann sich der Sand zu bewegen.

Das kleine Loch war schon vorher da gewesen. Nun vergrößerte es sich, und aus der Tiefe kroch etwas hervor, in der Dunkelheit allerdings kaum zu erkennen.

Es war eine Hand.

Braun, sehnig, mit langen Fingern, die sich greifend bewegten, in den Sand hineinstießen und sich wie ein Oberkörper dann allmählich in die Höhe schob.

Niemand merkte etwas.

Es war Jan Behnfeld, den eine nie gekannte Freude gepackt hielt.

Für ihn war in der Tat ein Traum in Erfüllung gegangen, und seine Hände näherten sich der Jacke des Mädchens.

Sollte er es wagen?

Die Finger zitterten, als sie den Haken des Reißverschlusses umfassten. Er schaute Susanne in die Augen.

Das Mädchen wußte genau, was folgen würde, und Jan las in dem Blick Zustimmung.

Tu es doch! schienen ihm die Augen zu sagen.

Jan Behnfeld zog den Reißverschluss nach unten. Das dabei entstehende Geräusch störte ihn, weil es die Stille zerbrach, aber es ließ sich nicht vermeiden, und Jan zog den Reißverschluss bis ganz nach unten durch.

Die beiden Jackenhälften klafften auseinander. Darunter trug das Mädchen einen selbstgestrickten roten Pullover mit einem schrägen, weißen Streifenmuster.

Die Wolle war weich, und die Hände des Jungen glitten darüber hin.

Zunächst an den Schultern, dann wanderten sie weiter zur Körpermitte hin, und Jan spürte plötzlich unter seinen tastenden Fingern die beiden festen Hügel des jungen Mädchens.

Auch Susannes Hände waren nicht ruhig geblieben. Sie hatte ihre Arme ausgestreckt, die Finger kraulten im Nacken des Jungen, der immer mutiger wurde, seine linke Hand bis an die Hüfte wandern ließ und sie unter den Pullover schob.

Er fühlte keinen Hemdstoff. Nur die blanke, straffe Haut.

Susanne schreckte zusammen und lachte leise.

»Was hast du?« fragte sie nun Jan besorgt.

»Deine Hände sind noch so kalt.«

»Entschuldige, aber…«

In diesem Augenblick richtete sich hinter Susanne der teuflische braune Gnom auf. Obwohl er die beiden liegenden jungen Menschen überragte, nahm niemand Notiz von ihm. Jan und Susanne waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Der Gnom wußte haargenau, was er zu tun hatte. Drei Schritte zog er sich zurück.

Das war die richtige Distanz.

Er hörte das Flüstern der Verliebten. In seine roten Augen trat ein noch böserer Ausdruck, und er öffnete sein Maul, faßte mit zwei spitzen Fingern an die Zunge und zog sie wie eine Leine hervor.

Das glühende Lasso war wurfbereit.

Im nächsten Moment schleuderte er es mit einer solchen Zielsicherheit, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war. Um den Hals des Mädchens wickelte es sich nicht, dafür um den Arm.

Mit einem heftigen Ruck zog der Zwerg die Leine straff.

Das war die Sekunde, als Susanne Richter anfing zu schreien!

Ralf Richter begann zu lachen und schaute dabei schwerfällig in die Runde.

»Was hast du?« fragte Thorsten.

»Sie sind weg.«

»Die beiden Turteltauben?«

»Klar, Mensch.«

Ralf schüttelte den Kopf. »Ich habe es gewußt. Jan hat Bock auf meine Schwester.«

»Und?«
»Nichts und. Ist mir doch egal. Schließlich ist sie sechzehn. Ich kann ihr doch keine Vorschriften machen.«
»Das stimmt.«
Ralf hob die Schultern. »Verdammt kalt hier, Mensch.«
»Hätte Jan die dritte Flasche mitgebracht, könnten wir uns jetzt wärmen.«
»So meine ich das nicht. Das ist eine andere Kälte. Sie kommt von außen, verstehst du?«
»Dann müssen wir was nachlegen.«
Ralf drehte den Kopf. »Woher nehmen und nicht stehlen. Wir haben alles verfeuert.«
Thorsten widersprach. »Nicht alles, mein Lieber. Denk an den Schrott, der noch im Haus liegt.«
»Du meinst in der Abstellkammer?«
»Genau.« Richter stemmte sich auf die Füße. Er blieb etwas schwankend stehen und reckte die Arme. »Dann werde ich das Zeug eben holen«, sagte er.
»Soll ich mitkommen?« fragte Thorsten.
»Laß mal. Ich schaue sowieso nur nach. Dann rufe ich dich, und du kannst mir tragen helfen.«
»Geht klar.« Thorsten Hanke blickte seinem Freund nach, wie er auf die Strandhütte zuschritt. Er hatte wirklich keine Lust aufzustehen, aber kalt war ihm schon geworden.
Auch Ralf Richter war nicht scharf darauf, frisches Holz zu besorgen.
Aber wenn sie sich nichts abfrieren wollten, mußte es sein.
Der Junge spürte die Müdigkeit. Nicht daß er zu wenig Schlaf gehabt hätte, nein, es war auch die Wirkung des Alkohols, die diesen Zustand verstärkte. Er hätte doch nicht soviel trinken sollen. Vor allen Dingen war er das Zeug nicht gewohnt, das haute ihn glatt aus den Pantinen. So richtig klar konnte er nicht sehen. Zum Glück blies ihm der Wind ins Gesicht, das erfrischte.
Er dachte an sein Bett und wünschte sich nichts sehnlicher, als darin zuliegen. Anderseits wollte er sich vor den Freunden nicht blamieren.
Im vergangenen Jahr hatten sie es bis in die vierte Morgenstunde ausgehalten. Es war ein Rekord gewesen, und den wollten sie in diesem Dezember auch aufstellen.
»Reiß dich zusammen!« murmelte er und machte sich durch diese Bemerkung selbst Mut.
Das Laufen tat ihm gut. Ralf sah wieder klarer, und er erkannte auch die Umrisse der Hütte.
Ralf Richter kannte sich aus. Im Sommer hatte er Lars Lengrich oft geholfen, die Körbe aufzustellen und sie am Abend zu säubern.
Deshalb wußte er auch, wie er durch den Hintereingang in den

kleinen Bau gelangen konnte.
Ralf umrundete die Hütte, sah die Tür vor sich und drückte die Klinke nach unten.
Mit der Unterkante schleifte sie über den Boden. Es kratzte und schabte. Das Geräusch kannte er, und es würde sich wohl nie ändern.
Plötzlich stockte er. Die Tür war überhaupt nicht geschlossen gewesen. Sie hatte einen Spalt aufgestanden.
Komisch…
Ralf wollte sie weiter nach innen drücken, als er auf der anderen Seite einen Widerstand spürte. Ob da jemand stand? Vielleicht Susanne und ihr Freund Jan. Konnte ja sein, daß sie sich die Hütte, unbemerkt von den beiden anderen, als stilles Plätzchen ausgesucht hatten.
Ein Grinsen flog über Ralfs Gesicht, als er daran dachte.
Dann kippte er vor.
Das ging sehr schnell. Es gelang ihm nicht mehr, sich zu fangen.
Er prallte noch gegen die Tür, rutschte an dem rauen Holz entlang und wurde nach vorn geworfen.
Dabei geriet er ins Stolpern und spürte plötzlich eine Hand mitten in seinem Gesicht, die den Kopf in die Höhe schob und ihn selbst gleichzeitig nach hinten drückte.
Der Kraft hatte Ralf nichts entgegenzusetzen. Er wurde von der Tür weggeschoben, taumelte nach hinten, stolperte dabei über seine eigenen Beine und fiel in den Sand.
Er rollte auf den Rücken, wuchtete sich sofort wieder vor und blieb sitzen.
Ralf starrte auf die Tür.
Seine Augen wurden groß, als er jetzt erst richtig feststellte, daß jemand in der Hütte gelauert hatte.
Eine Gestalt stand auf der Schwelle.
Ralf Richter konnte sie nicht so genau erkennen, wischte über seine Augen und bekam mit, wie sich die Gestalt bewegte und allmählich auf ihn zuschritt.
Sie kam näher…
Und jetzt erkannte er sie.
»Frau Lengerich!« hauchte er. »Ja was machen Sie denn hier?«
Der Junge war völlig verstört und hörte ein leises, aber schauriges Lachen, das aus dem Mund der Frau drang.
Sie beugte sich vor, streckte ihren Arm aus, und etwas schimmerte in ihrer Hand.
Es leuchtete rötlich. Ralf konnte sich keinen Reim darauf machen.
Erst als sich der Gegenstand in sein unmittelbares Sichtfeld schob, sah er, was die Frau in der rechten Hand hielt.
Es war ein Dolch mit schwarzer Klinge!

***

Wir hatten ziemlich lange überlegt. In eine kleine Finte hatten wir uns zurückgezogen, den herrlich frischen Tee genossen und waren zu dem Entschluß gekommen, uns den Strand einmal näher anzuschauen, denn unserer Meinung nach konnten sich die verdammten Zwerge nur dort aufhalten.

Mittlerweile war es Nacht geworden. Über Sylt lag die Dunkelheit wie eine schwarze Decke. Weder Mond noch Sterne zeigten sich am Himmel, aber in den Häusern und Gaststätten brannten die Lampen und Kerzen.

Letztere standen an vielen Fenstern. Es war zu merken, daß Weihnachten vor der Tür stand.

Uns war nicht weihnachtlich zumute. Wir dachten an die Zwerge, an deren Gräueltaten und auch daran, daß wir die kleinen Bestien endlich stellen mußten.

»Dann bleibt es also bei unserem Plan«, stellte der Chinese fest.

Ich nickte. »Klar. Sag mir einen besseren.«

»Den wüßte ich auch nicht. Die Zwerge kann man mit Sand in Verbindung bringen, und Sand bedeutet Strand. Also müssen wir da suchen. In der Dunkelheit kein Vergnügen.«

Ich winkte die Kellnerin herbei und zahlte. Draußen war es kühler geworden. Der Wind kam in Böen und biss unangenehm in unsere Gesichter. Das Lokal lag nicht weit vom Strand weg, und der wiederum zeigte große Ausmaße. Wo sollten wir anfangen zu suchen?

»Wenn es wenigstens einen Hinweis geben würde«, murmelte Suko.

»Aber da sehe ich schwarz.«

Mir fiel der Junge wieder ein, mit dem wir auf dem Friedhof gesprochen hatten. »Wie hieß er nun gleich?« murmelte ich.

»Spielt keine Rolle, das erfahren wir im Hotel.«

Lieber jetzt einen kleinen Umweg machen, als hinterher zuviel Zeit zu verlieren. Das sagten wir uns und machten uns auf den Weg zu unserem Hotel. Den Bentley hatten wir stehen gelassen und schritten zügig aus.

Die Straßen waren leerer geworden, allmählich kehrte Stille ein, das Rauschen des Meeres hörten wir deutlicher.

Unser Hotel war beleuchtet. Auf einem Dachvorsprung standen zwei Tannenbäume. Ihre Lichterkerzen strahlten wie Sterne. Wir hofften beide, daß die Frau namens Helga Dienst hatte, und unsere Wünsche wurden erfüllt. Wir sahen sie an der Rezeption sitzen und auf die Tastatur einer elektronischen Kasse tippen.

Als sie uns bemerkte, hob sie den Kopf, und ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre Lippen. Sie stand auf. »Womit kann ich Ihnen dienen?« Dabei wandte sie sich bereits in Richtung Schlüsselbrett, aber das wollten wir nicht.

»Nein, lassen Sie das, bitte! Wir hätten, wenn es möglich ist, gern ein paar Auskünfte von Ihnen.«

»Bitte sehr.«

»Es geht um Ihren Cousin.«

Sie lachte. »Hat er etwas angestellt?«

»Nein«, sagte ich, »auf keinen Fall. Wir möchten nur gern noch einmal mit ihm reden, wenn sich das machen läßt.«

»Jetzt?«

»Ja.«

Die Frau runzelte die Stirn. »Die Zeit ist zwar etwas ungewöhnlich, normalerweise hätten Sie ihn auch bei seinen Eltern gefunden, aber heute Abend ausgerechnet nicht. Da ist er mit Freunden unterwegs.«

»Auf der Insel?« fragte ich.

Sie nickte. »Die vier zünden vor Weihnachten immer das große Strandfeuer an. Das ist Tradition.«

»An welchem Strand denn?« erkundigte sich Suko.

»Hier an der Westseite.«

»Das haben wir nicht gesehen.«

»Vielleicht waren sie noch nicht soweit. Außerdem ist der Strand ja nicht so leer und die Dünen nehmen manchen Blick. Dort werden Sie die vier jungen Leute treffen.«

Ich bekam sofort ein seltsames Gefühl. Strand, Nacht, vier junge Menschen, da paßte eigentlich alles. Ideal für die teuflischen Zwerge.

»Wo genau finden wir die vier Freunde?« wollte ich weiter wissen.

»Gehen Sie doch dem Feuerschein nach. Nein«, korrigierte sie sich.

»Noch besser. Sie müssen dorthin, wo die Lengerichs ihre Bude gehabt haben. Lars Lengerich ist auch Strandwächter gewesen.«

»Ist es weit von hier?«

»Nein, nicht mehr als ein Kilometer.«

Ich bedankte mich bei der Frau und wollte mit Suko gehen, doch sie hatte noch eine Frage.

»Was wollen Sie eigentlich von dem Jungen?«

»Nur mit ihm reden.«

»Ist etwas passiert?«

»Ja«, gab ich zu. »Aber darüber reden wir vielleicht später. Im Moment drängt die Zeit.«

Wir gingen und ließen eine Frau zurück, die uns unsicher nachblickte.

Draußen schlug sich Suko gegen die Stirn. »Das ist ideal«, sagte er.

»Der Strand, das Feuer, die vier jungen Leute. Idealere Opfer können sich die verdammten Zwerge gar nicht suchen. Hoffentlich gibt es da noch etwas zu retten.«

Das hoffte ich auch.

Vom Hotel bis zum Strand war es nur ein Katzensprung.

Wir wandten uns in südliche Richtung und gingen durch den Sand.

Verständlicherweise hatten wir es eilig, doch auf weichem Sand kann man leider nicht so schnell wie auf normalem Boden laufen.

Deshalb kamen wir etwas mühsamer voran.

Es dauerte nicht lange, da sahen wir den Schein. Ein rotes Schimmern in der Dunkelheit, nie an einem Fleck stehend, sondern flackernd und sich rasch bewegend.

Wir hatten den Ortskern bereits hinter uns gelassen. Links sahen wir keine Häuser mehr, nur flaches Gelände, das hin und wieder von einem kleinen Wäldchen unterbrochen wurde.

Am Himmel tanzten die dicken Wolkenberge. Der Wind spielte mit ihnen und trieb sie vor sich her wie eine Herde Lämmer. Das Meer rollte in breiten, niedrigen Wellen heran, die unsere Füße aber nie erreichten.

Das Feuer glühte in der Dunkelheit wie das rote Auge eines Zyklopen.

Es war ein guter Wegweiser, und es dauerte nicht mehr lange, bis es größer wurde und sich in seinem Umfeld die Gestalt eines Menschen schattenhaft abzeichnete.

Einen der vier sahen wir wenigstens.

Ich wußte nicht, ob er uns inzwischen auch bemerkt hatte. Jedenfalls schaute er in unsere Richtung, bewegte sich aber nicht, sondern wartete ab.

Dann sah er uns. Wir hörten eine helle Stimme, die gleichzeitig ein wenig träge klang. »Was wollen Sie denn?«

Suko und ich gingen noch näher. Erst zwei Schritte vor ihm stoppten wir. »Wo finden wir Jan Behnfeld?«

»Nicht hier.«

»Das sehe ich. Wer bist du?«

»Thorsten Hanke.«

»Aber Jan war hier?«

»Sicher.«

»Und die anderen beiden?«

Thorsten rülpste. Seine allumfassende Armbewegung kam mir ziemlich schwerfällig vor, und ich sah meinen ersten Verdacht bestätigt.

Der junge Mann war nicht mehr ganz nüchtern. »Sie haben mich allein gelassen«, erklärte er und lachte breit.

»Weshalb?«

Der Junge hob die Schultern. »Ist ja so«, philosophierte er. »Wenn jemand scharf auf eine Schickse ist, hat unsereins nicht mehr viel zu melden.«

Ich wurde leicht unruhig. »Was heißt das genau?«

»Das, was ich sagte. Jan und Susanne sind verschwunden. Die treiben

sich irgendwo in den Dünen oder am Strand herum. Ist zwar kalt, aber das stört Verliebte ja nicht.«

»Und der andere?«

»Meinen Sie Ralf Richter?«

»Ja, wahrscheinlich.«

Thorsten Hanke deutete auf das Feuer. »Schauen Sie sich die Flammen an. Sind schon fast unten. Da muß Nachschub besorgt werden. Deshalb ist Ralf unterwegs.«

»Wo ist er denn hingegangen?«

»In die Bude des toten Strandwächters. Wir werden seinen Mist, den er da hat, verheizen.« Bisher hatte uns der Junge während seiner Antwort kaum angesehen. Nun hob er den Kopf. »Was geht Sie das eigentlich alles an?« fragte er. »Was wollen Sie überhaupt? Weshalb stellen Sie so blöde Fragen? Und überhaupt, wo kommen Sie her?«

»Wir sind Polizeibeamte!«

Thorsten begann zu staunen. Aus großen Augen und mit offenem Mund starrte er uns an. »Bullen?«

»Genau, mein Lieber, obwohl die ja normalerweise auf euren saftigen Wiesen stehen.«

Er lachte nur.

»Hol die anderen zurück oder sag uns, wo sie sich genau befinden«, fuhr ich ihn an.

Wo sie sich befanden, sahen wir zwar nicht, wir hörten es aber.

Zwei Schreie erreichten unsere Ohren. Allerdings aus verschiedenen Richtungen.

Der eine von rechts, der andere von links. Es waren Schreie der Wut und der Angst, das hörten wir genau heraus.

Suko und ich schauten uns an.

Ein kurzes Nicken.

Jeder wußte, was der andere beabsichtigte.

Ich rannte nach links, mein Freund Suko nach rechts. Nur Thorsten blieb stehen.

***

Er verstand die Welt nicht mehr.

Jan Behnfeld glaubte, einen Alptraum zu erleben. Was er da zu sehen bekam, war unglaublich.

Eine glühende Schnur hatte sich um den Arm seiner Freundin geschlungen. Sie war straff gespannt, und Susanne war es kaum möglich, sich zu befreien. Zudem zog derjenige, der die Schnur hielt und den Jan noch nicht sah, mit großer Kraft daran und wuchtete das junge Mädchen in die Höhe.

Susanne schrie.

Ihr Körper beschrieb einen Halbbogen, als er aus dem weichen Sand

gezogen wurde. Mit dem freien Arm schlug sie um sich, und in ihr Schreien hallte das siegessichere Lachen des satanischen Gnoms.

Erst jetzt hatte Jan seine Überraschung verdaut und schnellte in die Höhe.

Er wollte vorstürzen, die Bewegung erstickte schon im Ansatz.

Nun erkannte er sehr deutlich, was da geschehen war.

Ein Wesen, wie er es nur aus Märchen oder Sagen kannte, hielt ein glühendes Lasso in der Hand und hatte seine Freundin gefangen. Es war unwahrscheinlich. Dieser Zwerg besaß Kräfte, die man kaum erklären konnte, denn es gelang Susanne nicht, sich aus der Schlinge zu lösen.

Im Gegenteil, das glühende Band zog sich noch fester um ihren Arm, und sie wurde in den Sand geschleudert.

Der Zwerg bewegte sich gedankenschnell. Es sah aus, als würde er einen Tanz aufführen, doch jede Bewegung besaß ihren Sinn und erfüllte einen gewissen Zweck.

Als Susanne ihren Oberkörper erhob, tat sie dem Zwerg genau den großen Gefallen.

Er bewegte seinen rechten Arm und wickelte das Band blitzartig um die Kehle des Mädchens.

Jetzt hatte er sie ganz.

Da begriff Jan Behnfeld, in welch einer tödlichen Gefahr seine Freundin schwebte.

Sie selbst schrie nicht. Die Atemluft war ihr genommen worden, aber Jan wußte Bescheid. Schließlich hatte er über die Sagen und Legenden etwas gehört, und dort waren die Zwerge stets als unheimlich und tödlich dargestellt worden.

Vor Wut brüllte er auf.

Dann gab es für ihn kein Halten mehr. Hatte er sich vorhin wie in einem Rausch befunden, so war dieser nun restlos verflogen. Er sah alles klar und überdeutlich und ihm war bewußt, daß dieser Gnom Susanne umbrachte, wenn er jetzt nichts tat.

Jan haßte Schlägereien. In diesem Fall kam er nicht daran vorbei.

Mit zwei Sprüngen hatte er den Zwerg erreicht, und er befand sich noch in der Luft, als er schon ausholte. Sein rechtes Bein schnellte vor.

Eine huschende, schattenhafte Bewegung, kaum mit den Augen zu verfolgen, aber ein Tritt, der gezielt war.

Der Schuh donnerte gegen den Schädel des Gnoms. Jan Behnfeld hatte das Gefühl, vor einen Stein getreten zu haben, so hart war der Kopf dieses Monstrums.

Natürlich hatte der Zwerg diesem Aufprall nichts entgegenzusetzen. Er flog in einem Bogen zurück, mehr erreichte Jan nicht.

Sein Gegner ließ das Lasso nicht los.

»Verdammt!« brüllte Jan, raste auf den Gnom zu und trat wuchtig

auf seinen Körper.
Fast verschwand der kleine Unhold im Sand. Dennoch erzielte der Junge keinen Erfolg.
Der Zwerg ließ nicht von seiner Absicht. Eisern hielt er die Schlinge fest.
Jan stand vor ihm. Er wußte sekundenlang nicht mehr, was er tun sollte, bis ihm das Taschenmesser einfiel, das er bei sich trug. Er holte es hervor, klappte die Klinge auf und stach zu.
Dabei fiel er dem Zwergenkörper entgegen, traf auch, aber die Klinge rutschte an der Seite ab.
Jan weinte vor Enttäuschung und Wut. Dann drehte er sich, sah die straff gespannte Schlinge und an deren Ende seine Freundin.
Susanne kniete jetzt breitbeinig im Sand. Noch immer umschlang die Schlinge Hals und Arm. Ihr Gesicht war ein heller Fleck, wobei die untere Hälfte vom rötlichen Widerschein der Schnur angeleuchtet wurde und Jan den offenen Mund sah.
Er hörte keinen Atem mehr, brüllte selbst auf und zog die Schneide des Taschenmessers von unten her gegen die Schnur, um sie endlich zu kappen.
Kaum hatte er Kontakt bekommen, als es geschah. Sein Arm wurde von einer ihm völlig unbekannten Kraft in die Höhe geschleudert. Die Berührung des Messers an der Schnur hatte diese Kraft freigelegt, und der Junge spürte die Schmerzen, die bis in seine Schulter rasten. Er konnte sich nicht mehr halten, fiel zurück und überrollte sich im Sand.
Jan war fertig.
Sein Arm glich einem tauben Gegenstand, in dem kein Leben mehr steckte, aber er wollte dennoch etwas tun. Er mußte es machen, wenn er Susanne noch retten…
Seine Gedanken wurden unterbrochen, weil der Zwerg auf einmal lachte. Dieses Geräusch veranlasst den Jungen, sich umzudrehen.
Er sah Susanne.
Sie kniete am Boden.
Und sie war normal. Keine Schlinge umspannte mehr ihren Hals.
Der Satans-Gnom hatte sie gelöst und sich gleichzeitig zurückgezogen. Er hockte ein paar Meter entfernt und beobachtete nur.
Jan Behnfeld stemmte sich auf die Beine. Er wußte nicht, wo er zuerst hinschauen sollte, zu seiner Freundin oder zu dem hässlichen kleinen Wesen mit den glühenden Augen.
Jan entschied sich für Susanne.
Aber er wollte sie nicht nur sehen, sondern ihr auch helfen. Er lief auf sie zu.
Noch immer kniete sie.
Jetzt legte sie ihren Kopf in den Nacken und schaute zu ihrem neuen

Freund hoch.

»Susanne!« hauchte Jan Behnfeld. Er bückte sich, vergaß den Gnom, streckte seine Arme aus.

Das Mädchen verstand. Es öffnete seine Hände, so daß sie von Jan angefasst werden konnte.

Dann zog er sie in die Höhe.

Sie stand vor ihm, schaute ihn an. Bewegungslos war ihr Gesicht.

Als wäre es aus dem Sand modelliert worden. Nicht einmal ein befreites Lächeln zuckte über ihre Lippen.

»Susanne, ich…« Jan spürte die Enge in seiner Kehle. Er bekam kaum noch ein Wort hervor. »Ich … ich …« Er hob die Arme. Mit beiden Händen umfasste er das Gesicht des Mädchens.

Sus Wangen waren ebenso kalt wie seine Handflächen. Er drückte sie gegen die kühle Haut, wollte Susanne an sich ziehen, als etwas Fürchterliches geschah.

Zunächst spürte Jan noch die normale Haut unter seinen Händen, dann aber merkte er, wie sie sehr rau wurde, und als er weiteren Druck gab, da stieß er die Haut in das Gesicht hinein.

Für einen Moment spürte er die Knochen des Schädels. Der Junge erstarrte vor Entsetzen.

Seine Gesichtszüge veränderten sich auf erschreckende Weise.

Ohne es zu merken, schüttelte er den Kopf. Er wollte es nicht wahrhaben, schloß die Augen, öffnete sie wieder und sah, was mit seiner neuen Freundin geschah.

Ihr Gesicht löste sich auf.

Sand rieselte Jan Behnfeld entgegen.

Feinkörniger Sand, wie er ihn auch auf dem Strand fand. Hinter sich hörte er das Lachen des Zwergs, er kümmerte sich nicht darum und stieß einen röchelnden Laut aus, als sich seine Handflächen plötzlich berührten, denn zwischen ihnen befand sich kein Kopf mehr.

Nur Sand, den er zerreiben konnte.

Der Kopf war verschwunden.

Auch die Arme. Trotz der rauschenden See hörte Jan Behnfeld, wie der feine Sand aus den Ärmellöchern nach unten rieselte.

Jan stöhnte vor Grauen.

Er hatte nichts mehr, was er halten konnte. Es gab keine Susanne mehr.

Eine grausame Magie hatte sie geholt.

Die alte Sage war zu einer fürchterlichen Wahrheit geworden.

Dies wurde Jan Behnfeld klar.

Der Zwerg lachte noch immer. Dieses abgehackte teuflische Lachen spürte der Junge wie Messerstiche. Er überwand seinen erstarrten Zustand und fuhr herum.

Der Zwerg stand vor ihm.

Direkt konnte Jan in dessen glühende Augen starren. Aber er war nicht allein.

Drei weitere dieser kleinen Bestien hatten sich zu ihm gesellt.

Und alle vier hielten glühende Lassos in ihren Händen…

***

Ralf Richter, der vom Ende seiner Schwester nichts ahnte, lag auf dem Rücken und sah vor sich die Gestalt der Frau.

Sie kam ihm so ungeheuer groß vor. Dies lag an seiner Sichtperspektive, und er sah auch, daß die Spitze der Klinge genau auf seinen Körper deutete.

Der Junge war völlig durcheinander. Er hätte es nie für möglich gehalten, in dieser Bude jemand anzutreffen. Dazu noch Erna Lengerich, die Frau des Toten.

Und bewaffnet.

Was sollte das?

Sie kam näher. Ihre Schritte wirkten schwerfällig. Breitbeinig ging sie und trug noch immer die Trauerkleidung, die sie auch auf dem Friedhof angehabt hatte.

Wer ein Messer hat, will es auch benutzen. So etwas hatte Ralf einmal gehört. In diesen Sekunden fiel es ihm wieder ein. Er konnte seinen Blick nicht von der Klinge lösen, und er sah es zwischen den nicht ganz geschlossenen Fingern der Frau rötlich schimmern.

Das Messer mußte einen roten Griff besitzen.

Er leuchtete sogar…

Als ihre Fußspitzen fast seine Schuhe berührten, blieb sie stehen und senkte den Blick. Jetzt konnte sie in sein Gesicht schauen.

Dabei schielte sie über den Dolch hinweg.

»Jetzt bist du dran!« flüsterte sie heiser. »Jetzt werde ich dich killen…«

Ralf Richter bäumte sich auf. Sein Zustand hatte sich schlagartig verändert. Er fühlte sich wieder normal.

Und er schrie.

Es waren abgehackte, grell klingende Laute, die aus seinem Mund drangen. Vielleicht hätte er noch weiter geschrien, doch ein scharfer Befehl stoppte ihn.

»Sei still!«

Der Junge gehorchte. Er wagte nicht, sich gegen die Anordnung dieser Frau zu stellen. Zu gewaltig war seine Furcht, zu groß die Angst, die ihn umklammert hielt.

Das Schreien hatte man ihm verboten, nicht aber das Sprechen, und er mußte sich überwinden, um überhaupt einen Laut hervorbringen zu können.

»Warum?« ächzte er. »Bitte, sagen Sie! Warum wollen Sie mich denn

töten?«
»Wir bringen alle um. Wir haben den Auftrag!«
Ralf lachte schrill. »Welchen Auftrag? Wer hat ihn dir gegeben, Erna Lengerich?«
»Der Teufel!«
»Den gibt es nicht!«
»Oh, den gibt es doch. Ich selbst habe sein Gesicht gesehen. Es war häßlich und schön zugleich. Faszinierend, abstoßend, und er hatte eine Botschaft für mich. Nur für mich. Mein Mann ahnte nichts davon.« Das Gesicht der Frau verzog sich zu einem dünnen Lächeln. Die faltige Haut spannte sich dabei, die Lippen zuckten, und die Augen lagen so bewegungslos wie festgeklebte Glasmurmeln in den Höhlen.
Instinktiv ahnte Ralf, daß er sein Leben verlängern konnte, wenn er Zeit gewann. Vielleicht merkte Thorsten etwas. Er mußte zu ihm kommen und dieses Weib überwältigen.
Daran klammerte er sich fest.
»Ich begreife dich nicht. Was wollte der Teufel denn von dir?«
»Er hat mir etwas geschenkt.«
»Was denn?«
Die Frau bewegte ihre rechte Hand, so daß die Klinge ihre Lage veränderte und Ralf direkt auf die breite Seite schauen konnte.
»Dieses Messer hier schenkte mir der Satan.«
Ralf verstand nicht. Er schüttelte sogar den Kopf, wobei er den Sand unter seinem Hinterkopf verrieb. »Ich… ich begreife das nicht. Wieso hat er dir …«
»Es ist eine besondere Waffe. Sie erschien eines Nachts bei mir, tauchte aus dem Sand auf, und ich wußte sofort, daß sie alles verändert hatte. In dem Griff dieses Messers wohnt eine unheimliche Magie, die es geschafft hat, diejenigen aufzuwecken, die lange, sehr lange unter dem Sand gelegen haben. Die Satans-Zwerge von Sylt. Der Dolch trug dafür Sorge, daß sie ihren Schlaf vergaßen, und ich sorgte für sie. Die Gnome kamen in mein Haus, ich stellte es ihnen zur Verfügung, denn ich hatte die Botschaft des Meisters genau gehört. Nicht nur im Traum ist er mir erschienen, sondern auch wahrhaftig. Er war schön. Ein Gesicht, das nur aus Blut zu bestehen schien. Ich habe mich direkt in dieses Gesicht verliebt, wie du dir denken kannst…«
Nein, das konnte sich Ralf Richter sehr schlecht vorstellen. Obwohl er nur in die verklärt wirkenden Züge der Erna Lengerich zu schauen brauchte, um erkennen zu können, daß diese Frau völlig unter dem Bann eines anderen stand.
»Ich gehöre zu den wenigen Menschen, die ihn gesehen haben. Der Teufel hat sich mir offenbart.«
»Nein!« flüsterte Ralf Richter. »Das war nicht der Teufel. Nie und

nimmer. Der Satan hat kein blutiges Gesicht. Er ist pechschwarz, er ist häßlich…«

»Hör auf!« schrie die Frau. »Was weißt du schon über ihn? Gar nichts, überhaupt nichts. Du kannst ihn nicht beleidigen, du darfst ihn nicht beleidigen, das lasse ich nicht zu. Für diese Worte wirst du büßen. Dein Blut soll diesen Strand tränken. Ich habe die Zwerge geholt, ich werde sie weiter beobachten und ihnen helfen. Bald wird die Insel uns gehören. Das Weihnachtsfest wird für sie und mich ein Tag der Freude. Für die anderen aber Stunden des Schreckens. Schade, daß du sie nicht mehr erleben kannst, denn ich werde dich umbringen!«

Diese Worte überraschten Ralf Richter nicht einmal. Er hatte damit gerechnet.

Es gab eigentlich keine andere Möglichkeit. Wer dem Bösen diente, kannte Menschen gegenüber keine Gnade.

Da reagierte auch Erna Lengerich nicht anders.

Die Frau war wirklich besessen. Bisher hatte der Junge wenig Kontakt zu ihr gehabt. Wenn Lars am Strand arbeitete, hielt sie sich meistens im Wohnhaus auf. Sie war immer ruhig gewesen, sagte wenig und handelte.

Wie auch jetzt.

Leicht beugte sie sich vor, damit die schwarze Klinge einen nicht zu großen Weg zurücklegen mußte, wenn sie zustach.

Ralf drückte seine Hände in den Boden.

Vor Angst krümmte er die Finger im Sand, als ihm die Idee kam.

Er erinnerte sich an eine Filmszene, da hatte der Held ebenso reagiert, als ein Mann mit schussbereitem Revolver vor ihm stand. Es glich einem kleinen Wunder, daß Ralf trotz der Angst noch an diese Szene dachte und ebenso handelte.

Bevor die Frau sich versah, hatte er beide Arme erhoben und schleuderte ihr den Sand entgegen. Ralf hatte auf das Gesicht gezielt und traf haargenau.

Die etwas feuchte Masse klatschte hinein. Erna Lengerich bekam die Augen nicht schnell genug geschlossen und mußte beide Ladungen voll nehmen.

Die Frau brüllte vor Wut. Für die nächsten Sekunden vergaß sie ihr Vorhaben, taumelte zurück und wischte mit dem Rücken der freien Hand durch ihre Augen.

So versuchte sie, diese zu säubern. Es gelang ihr nicht. Die Körner hatten zu hart getroffen, und der Junge sah seine Chance.

Hatte er bisher auf dem Rücken gelegen, warf er sich nun herum, stemmte sich hoch und wollte weg.

Dabei schaffte er es leider nicht, sich vollends aufzurichten, so glich seine Flucht einem geduckten Stolpern über die weiche Erde.

Hinter ihm kreischte Erna Lengerich.

»Ich kriege dich noch!« brüllte sie. »Ich werde dir die Klinge in den Rücken stoßen, warte es nur ab!« Sie lachte grell auf.

Die Angst flutete in dem flüchtenden Jungen hoch. Er warf einen Blick über die Schulter zurück und sah Erna Lengerich messerschwingend und wie ein Monstrum aus einem Horrorfilm hinter ihm herlaufen.

Sie würde ihn bekommen, daran gab es nichts zu rütteln. Und sie war schneller.

Der Junge hatte sich gerade aufgerichtet, da vernahm er den wütenden Laut.

»Jetzt!«

Ralf Richter erwartete den Messerstoß. Er würde in seinen ungedeckten Rücken dringen und das Leben auslöschen. Vielleicht noch einen glühenden Schmerz mitbringen, dann aber war es aus.

Der Stich kam nicht.

Dafür vernahm Ralf einen wütenden, fauchenden Laut, wollte wissen, was geschehen war und drehte sich um.

Erna Lengerich konnte nicht zustoßen. Jemand war erschienen und hatte im letzten Augenblick ihr Handgelenk umklammert, das er langsam nach hinten bog.

Der Mann war ein Chinese!

***

Aus Jan Behnfelds Augen rannen die Tränen und hinterließen auf seinen kalten Wangen eine warme Spur. Er stand wie ein Denkmal, weinte, schluckte und schüttelte immer wieder den Kopf, weil er das Schreckliche nicht begreifen konnte.

Es gab keine Susanne mehr. Sie war gestorben, zu Sand geworden. Sie war tot.

Tot, tot!

Es hämmerte in seinem Kopf. Die einzelnen Gedanken empfand er wie Schläge.

Susanne tot!

Das durfte nicht wahr sein. Er hatte sie noch vor Minuten im Arm gehabt, und jetzt war alles vorbei. Die Tränen verschleierten seinen Blick. Längst sah er die glühenden Lassos der vier Zwerge nicht mehr so scharf wie zuvor.

Sie verwischten, sie verschwammen, und Jan spürte, wie allmählich die Reaktion eintrat. Der Schock auf diese schreckliche Tatsache.

Er fing an zu zittern!

Es begann an seinen Beinen. Noch nie zuvor hatte er erlebt, daß auch Füße zittern konnten, nun machte er diese Erfahrung, und er konnte einfach nicht stillstehen. Die Angst und der Schock waren dafür

verantwortlich.
Dafür wurden seine Augen wieder frei. Er konnte genau und scharf sehen.
Was man ihm zeigte, war allerdings nicht dazu angetan, Angst und Depressionen zu mildern, denn die vier kleinen Bestien ließen ihn nicht aus ihren feurigen Augen.
Die überlangen Finger der kleinen Hände umkrallten die glühenden Lassos. Ihnen taten diese Feuerstricke nichts. Sie drangen nicht in die Haut ein, wie es bei normalen Menschen der Fall war, denn für die Satans-Gnome waren sie gemacht.
Lautlos zogen die Zwerge den Ring enger. Sie wollten ihren Feind einkreisen, ein Entkommen sollte ihm unmöglich gemacht werden.
Dennoch vernahm er ein Geräusch.
Die vier Zwerge hatten es nicht verursacht, es war schräg hinter ihm aufgeklungen, und der Junge mußte seinen Kopf nach links drehen, um etwas erkennen zu können.
Dort bewegte sich was.
Sand!
Genau an der Stelle, wo seine Freundin Susanne sich auf so schreckliche Weise verändert hatte. Dabei mußte es ihr Sand sein, der in eine solche Bewegung geraten war, und Jan Behnfeld stellte mit Entsetzen fest, daß sich aus dem Sand eine Figur formte.
Ein Mensch…
Sehr klein, eben ein Zwerg.
Trotz seiner großen Angst begriff Ralf diesen unheimlichen Vorgang.
Er erinnerte sich deutlich daran, wie Susanne unter seinen Händen zu Staub zerfallen war. Dieser Staub oder Sand lag auf dem Boden. Kräfte bewegten ihn und formten aus ihm eine Figur, die dreidimensionale Formen angenommen hatte.
Es war schlimm. Die Menschen, die von den schrecklichen Wesen getötet wurden, lösten sich in Sand auf, und aus diesem Sand wurden schließlich Zwerge.
So wie Susanne…
Nichts unterschied sie von den vier anderen. Sie sah ebenso grauenhaft, so schrecklich, so bösartig und brutal aus. Sie besaß die leicht schräg gestellten roten Augen. Ihr Blick wirkte kalt, leer und dennoch feurig, und als sie den Mund öffnete, erschrak Jan Behnfeld ebenfalls, denn er schaute in eine Öffnung hinein, in der es rot schillerte und leuchtete.
Dann tat sie etwas, das er nicht begriff und auch nie begreifen würde.
Susanne, der Zwerg, hob ihren rechten Arm, spreizte dabei Daumen und Zeigefinger, so daß sie mit den Spitzen in ihr Maul hineingreifen konnte.
Dort packte sie die Zunge.

Es war keine gewöhnliche Zunge, sondern ein langer, rot glühender Faden, der genau denen glich, die auch die übrigen Zwerge als Lassos verwendeten.

Jan wußte Bescheid.

Und er wußte noch mehr.

Seine Susanne würde ebenso grausam und brutal reagieren wie die übrigen Wesen.

Blitzschnell drehte sie ihre Hand, und sie riß dabei die Zunge ab.

Jetzt hielt sie ein Lasso fest.

Mit dem waren es fünf!

Keine Chance für Jan Behnfeld.

Als hätten die Wesen aus der Hölle ein Kommando bekommen, so hoben sie gemeinsam ihre Arme und schwangen wie die Cowboys im Wilden Westen ihre glühenden Lassos.

Der Junge kam nicht mehr weg.

Wie angenagelt stand er auf der Stelle, spürte unter sich den weichen Boden und sah sich eingekreist.

Niemals konnte er den Kreis durchbrechen!

»Nein, nicht…«, würgte er noch hervor.

Da flog etwas durch die Luft.

Ein Lasso war es nicht, dafür schimmerte es silbrig, besaß einen matten Glanz und fiel mit einem dumpfen Geräusch genau in die Mitte des Kreises und dicht vor die Füße des Jungen.

Er senkte den Blick.

Was er zu sehen bekam, konnte er nicht glauben. Vor seinen Fußspitzen lag ein silbernes Kreuz!

***

Erna Lengerich wollte nicht aufgeben. Verzweifelt und mit aller ihr zur Verfügung stehenden Kraft stemmte sie sich gegen den harten Griff des Chinesen.

Suko war überrascht. Er hätte der Frau diese Kraft nicht zugetraut. Ihr gelang es tatsächlich, den Griff des Inspektors zu sprengen. Vielleicht hatte Suko auch nicht fest genug zugepackt, immerhin hatte er eine Frau vor sich und keinen kräftigen Mann oder Dämon.

Erna sprang zurück.

Dabei fuchtelte sie mit der Waffe und schrie dem Chinesen die hasserfüllten Worte ins Gesicht.

»Ich werde dich abstechen, du verfluchter Bastard! Die Hölle steht mir zur Seite. Da, da…«

Sie stach ihren rechten Arm vor, und die schwarze Klinge bildete die Verlängerung ihrer Hand.

Suko drehte ab.

Wenn sich jemand flink und reaktionsschnell bewegen konnte, war er

es. Durch diesen raschen Sidestep entging er der Klinge und tat im nächsten Augenblick das, was auch Ralf Richter schon vorexerziert hatte. Nur nahm Suko nicht die Hände, sondern seinen Fuß.

Er kickte die Spitze in den Sand.

Suko hatte sehr genau gezielt. In einem Bogen flog der Sand und klatschte gegen die Frau. Es blieb nicht aus, daß er auch ihr Gesicht traf.

Wieder mußte sie zurück. Sie heulte wie ein Wolf, der hungrig ist, sah Suko vielleicht als Schatten, mehr aber nicht.

Einen Sprung brauchte er, um die Person zu erreichen.

Diesmal nahm er die Handkante zu Hilfe.

Sein Schlag traf das rechte Gelenk. Mit der linken Hand wischte Erna Lengerich den Sand aus ihrem Gesicht und aus den Augen.

Der rechte Arm fiel nach unten weg.

Taub wurde die Hand.

Automatisch öffnete sich die Faust. Der Frau gelang es nicht mehr, den roten Dolchgriff festzuhalten. Das Messer fiel zu Boden, drehte sich noch einmal und blieb mit der Spitze voran im weichen Untergrund stecken.

Nur noch der rote Griff schaute hervor. Er glühte wie ein ovaler Blutstropfen, der mit dem Boden verwachsen zu sein schien.

Bevor sich Erna Lengerich erholen und weiteres Unheil anrichten konnte, bückte Suko sich und nahm den vierten Dolch an sich. Eine Erklärung brauchte er nicht mehr. Er hatte genug gehört und alles verstanden, was die Frau zu dem Jungen gesagt hatte.

Suko hatte dies riskieren können, denn als die Frau sprach, drohte Ralf Richter keine unmittelbare Gefahr. In der Deckung des kleinen Hauses ließ es sich gut aushalten.

Der Junge war aufgestanden. Schwankend blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Dann kam er näher. Suko hörte hinter sich die Schritte, drehte sich nicht um, weil er unbedingt die Frau im Auge behalten wollte.

Ralf änderte seine Richtung und trat an Sukos rechte Seite. »Wer sind Sie denn?« fragte er mit kaum zu verstehender Stimme.

»Das erkläre ich dir später«, erwiderte Suko und nahm die Frau blitzschnell in den Polizeigriff. Er kantete ihren Arm hoch, daß sie sich zwangsläufig bücken mußte, wollte sie nicht vor Schmerzen schreien.

»Laß mich los!« keuchte sie.

Suko war nicht beeinflussbar. »Wir gehen zum Feuer!« befahl er mit kalter Stimme. »Sie kennen ja den Weg!«

»Willst du mich verbrennen?« keuchte die Frau.

»Verdient hätten Sie es!«

Erna lachte schrill. »Du wirst dich wundern. Mir steht die Hölle zur Seite, und du…«

»Halten Sie Ihren Mund!« Mit der freien Hand drückte Suko gegen das Kreuz der gebückt gehenden Frau und schob sie vor sich her. Ihre Füße schleiften durch den Sand. Sie murmelte etwas, das Suko nicht verstand.

Zudem war er nicht erpicht darauf. Sicherlich handelte es sich dabei um Flüche.

Ralf Richter hielt sich an ihrer Seite. Der Junge war noch immer fertig.

Er hatte mit den Tränen zu kämpfen, schüttelte ein paar Mal den Kopf, setzte auch zum Sprechen an, wobei aber kein Wort über seine Lippen drang und er alles hinunterschluckte.

Die Flammen loderten nicht mehr. Aber das Holz glühte noch als ein starres, halbrundes Auge.

Vor diesem heißen Aschehaufen zeichnete sich deutlich die Gestalt des wartenden Thorsten Hanke ab. Auch er hatte die Ankömmlinge entdeckt und winkte ihnen zu. Dann kam er selbst.

Auf halber Strecke trafen sie zusammen. Keuchend blieb Thorsten stehen. Sein Blick streifte von einem zum anderen. Er begriff überhaupt nicht, was vorgefallen war und öffnete den Mund zu einer Frage.

»Frau Lengerich? Was tun Sie denn hier?«

»Hau ab, du Ratte!« spie ihm die Frau entgegen. »Verschwinde hier vom Strand oder…«

Erschreckt ging der Junge ein paar Schritte nach hinten.

Suko fuhr die Frau hart an. »Reißen Sie sich zusammen! Sie haben schon genug Unheil angerichtet.«

»Genug?« kreischte sie und setzte ein schrilles Lachen hinterher.

»Das Unheil beginnt erst.«

Ohne sie aus dem Griff zu lassen, stieß Suko die Frau weiter vor.

Er war es leid mit ihr.

Thorsten wandte sich an seinen Freund Ralf. »Verdammt«, sagte er.

»Was ist denn bei euch losgewesen?«

Ralf streckte seinen Arm aus und deutete auf die Gefangene. »Die… die wollte mich töten.«

»Was?«

»Ja, mit so einem verdammten Messer, das sie in der Hand gehalten hat. Es war schlimm…«

»Aber… aber … Frau Lengerich kann keinem Menschen etwas zuleide tun.«

»Hast du eine Ahnung.« Ralf lachte hart auf. »Und ob die einem was zuleide tun kann.«

Thorsten schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht. Wirklich nicht, ich weiß nicht, was das alles soll.«

Sie hatten das Feuer erreicht. Nur noch in den unteren Resten glühte

es und zuckten auch kleine Flammenzungen hervor. Ansonsten strahlte die heiße Asche nur noch Hitze ab.

Erna Lengerich stand gebeugt vor dem Chinesen. In ihrer schwarzen Kleidung wirkte sie wie eine Vampir-Lady, denn hinzu kam noch ihr bleiches Gesicht.

Bevor Suko sich weiterhin mit ihr unterhielt, winkte er Thorsten zu sich heran. »Wir haben zwei Schreie gehört«, sagte er, »der andere klang aus der entgegengesetzten Richtung. Hat sich dort etwas getan?«

Thorsten schüttelte den Kopf. »Nein, nicht daß ich wüßte. Ich habe nichts mehr gehört.«

»Keine Stimmen? Keine Schreie?« hakte der Chinese noch einmal nach.

»Nein, wenn ich es Ihnen sage.«

Suko runzelte die Stirn. Das war sehr verdächtig. Seine Gedanken überschlugen sich. Er ahnte, daß etwas Schlimmes vorgefallen sein mußte. Vielleicht war auch John Sinclair in die Klemme geraten, aber das wollte er genau herausfinden.

Er mußte hin.

Plötzlich begann die Frau zu lachen. Abgehackt und stoßweise drang das Gelächter aus ihrem Mund. »Ihr werdet euch wundern, ihr verdammten Ignoranten. Der Teufel hat sein Zeichen gesetzt. Diese Erde, dieser Sand muß im Höllenfeuer brennen. Was die Magie des Dolches hervorgeholt hat, wird dem Satan nützen. Darauf könnt ihr euch verlassen, ihr…«

»Wo sind die Zwerge?« unterbrach Suko die Frau.

»Überall, du schlitzäugiger Hund. Sie sind am gesamten Strand. Bisher haben sie sich noch zurückgehalten, nun sind sie hervorgekrochen, und sie werden euch die Botschaft der Hölle bringen, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Ich habe keinen gesehen!« sagte Ralf Richter.

Da kicherte das Weib wie eine Hexe. »Dreh dich um, mein Kleiner. Vielleicht sind sie schon hinter dir und lauern. Möglich ist alles, glaub mir das!«

Ralf wandte sich tatsächlich um. Er schaute auf den Sand, auf das Meer, dennoch sah er nichts, was ihm nur im Entferntesten verdächtig erschien. Die Umgebung zeigte sich normal.

Leider war sie es nicht.

Das wußte vor allen Dingen Suko sehr genau. Er hatte den zweiten Schrei nicht vergessen, hob den Kopf und schaute auch in die Richtung.

Der Chinese besaß zwar nicht die Augenschärfe eines Falken, er konnte dennoch sehr gut sehen, und er entdeckte weit vor sich einen roten Schimmer in der Dunkelheit leuchten.

Dafür gab es nur eine Erklärung.

Es waren die glühenden Peitschen.
Und wo die sich befanden, konnten auch die Zwerge nicht weit sein.
Mit wie vielen Gegnern es der Chinese zu tun hatte, wußte er nicht genau. Die Entfernung war zu groß.
Sie waren da, daran gab es nichts zu rütteln.
Und Suko mußte hin. Er wußte, wie wenig Chancen John Sinclair allein hatte, denn mit der Beretta konnte er nicht viel ausrichten.
Aber was machte er mit der Frau?
Da gab es eigentlich nur eine Möglichkeit. Zwar nicht sehr elegant, dafür jedoch wirkungsvoll.
Suko ließ seine Gefangene los. Kaum spürte sie, daß der Druck nachgelassen hatte, als sie sich aufrichtete, herumfuhr und dabei ihren linken Arm ausstreckte. Die Hand war zur Kralle geformt, und sie wollte dem Chinesen die Nägel durchs Gesicht ziehen.
Damit hatte Suko gerechnet.
Sein Schlag traf früher.
Er war genau dosiert, und die beiden zuschauenden Jungen kamen sich vor wie im Kino, denn an so etwas erinnerte die Szene.
Am Hals wurde Erna Lengerich erwischt. Über ihre Lippen drang ein schweres Seufzen, sie verdrehte die Augen, sackte ein und schraubte sich dem Boden entgegen.
Da blieb sie liegen.
Sukos Stimme riß die beiden staunenden Jungen aus ihrer Erstarrung.
»Hört gut zu«, sagte er. »Der Treffer reicht ungefähr für zwei Stunden. Gebt trotzdem auf sie acht, okay?«
Ralf und Thorsten nickten.
Suko aber verschwand. Er tauchte in das Dunkel der Nacht ein wie ein Gespenst…

***

Vor ihm lag ein Kreuz!
Jan Behnfeld konnte es kaum glauben. Er starrte den silbernen Gegenstand an und glaubte, daß er von einem Geist geworfen worden war.
Aus dem Dunkel war er plötzlich gekommen, erschienen wie ein Blitz, aber es war kein Blitz, sondern eine Tatsache.
Das Kreuz lag vor ihm.
Und ich hatte es geworfen!
Es war mir gelungen, tatsächlich im letzten Augenblick zu erscheinen.
Keine Sekunde länger hätte es dauern dürfen, und jetzt würde sich zeigen, ob das Kreuz etwas wert war und auch seine Kraft gegen die höllischen Gnome einsetzen konnte.

Ich selbst hielt mich zurück, war aber bereit, wie ein Geist aus dem Dunkel zu erscheinen und zuzuschlagen.

Nicht nur der Junge starrte das Kreuz an, auch die fünf teuflischen Gnome zeigten sich irritiert. Das Kreuz ist ein Zeichen des Guten, ein Fanal des Lichts, die Gnome aber gehorchten einem finsteren schwarzmagischen Trieb, der sie, aus der Hölle kommend, steuerte.

Die Zwerge zögerten.

Wäre das Kreuz nicht gefallen, hätten sie die glühenden Mörderlassos längst geschleudert, so aber hielten sie inne und zeigten sich irritiert.

War das eine Chance?

Aus der Dunkelheit sprach ich den jungen Mann an. »He, Jan, komm her zu mir!«

Es dauerte zwei Sekunden, bis der Junge begriff. Dann zuckte er zusammen und drehte den Kopf in meine Richtung. Seine Augen weiteten sich ungläubig, er begriff nicht, und ich sah mich gezwungen, die Aufforderung zu wiederholen.

»Komm her, schnell!«

Diesmal klappte es. Bevor die Zwerge etwas unternehmen konnten, warf er sich vor, um in meine Richtung zu laufen.

Dagegen hatte ein Zwerg etwas.

Es war genau der Gnom, der einmal seine Freundin Susanne gewesen war. Sie ließ sich durch nichts abhalten und demonstrierte, wie sehr sie auf der Seite der Hölle stand.

Bevor Jan Behnfeld sie passieren konnte, sprang sie in die Höhe, tauchte dicht vor seinem Gesicht auf und damit auch die verdammte glühende Würgeschnur.

Mein Warnruf gellte. Er kam leider zu spät. Jan war von dem Zwerg erwischt worden.

In einer möglicherweise instinkthaften Bewegung hatte er noch einen Arm in die Höhe reißen können, und das war sein Glück gewesen. So traf die verdammte Würgeschnur nicht den Hals, sondern wickelte sich um seinen Arm.

Auch schlimm genug.

Ich kam wie ein Geist. Lautlos war ich herangespurtet. Das Kreuz hatte ich nicht mehr greifbar, die Beretta nutzte gegen die kleinen Bestien nichts, also nahm ich den Dolch.

Jan Behnfeld schrie. Er hatte sich zurückwerfen wollen, es aber nicht geschafft, weil der Zwerg einfach zu starke Kräfte besaß und sich auch in den weichen Boden einstemmte. Straff und hart wie eine Sehne war die Schnur gespannt. Ein Ende hatte sich um den Arm des Jungen gewickelt, das andere hielt die kleine Hand fest.

In einer schrägen Linie zeigte die glühende Schnur nach unten, und sie bildete auch für mich ein Hindernis.

Von oben nach unten fuhr mein Arm. In der rechten Hand hielt ich

den Dolch, und dessen Klinge fuhr vehement nach unten, wobei sie genau auf die straff gespannte tödliche Schnur zielte.

Magie gegen Magie!

Ich spürte einen geringen Widerstand beim Auftreffen und glaubte auch, ein leises Singen zu hören, dann entstand ein Blitz vor meinen Augen, und ein greller Schrei klang auf.

Weder Jan Behnfeld noch ich hatten ihn ausgestoßen, sondern der Zwerg, der einmal Susanne Richter gewesen war.

Die nächsten beiden Sekunden verliefen ebenso schnell wie immer, dennoch kamen sie mir langsamer vor, da ich das Gefühl hatte, alles wie in einem Zeitlupenfilm zu erleben.

Vor mir jagte der Gnom in die Höhe. Kometengleich stieg er dem nachtdunklen Himmel entgegen und glühte wie ein roter Stern.

Schreie drangen aus dem Mund, die ebenso rasch leiser wurden, wie das rote Glühen abnahm.

Nichts war mehr zu sehen.

Dafür zu spüren.

Aus der Höhe rieselte etwas nach unten und traf auch meinen Kopf.

Es war Sand…

Dann durchbrach ein mörderischer Schrei die Stille. Jan Behnfeld hatte ihn ausgestoßen, und er schrie verzweifelt nach seiner Freundin, der er nicht mehr helfen konnte.

»Susanne!«

Ich konnte ihn nicht trösten und sah noch, wie er auf die Knie fiel und sein Gesicht in beide Hände vergrub. Er wollte nicht kämpfen, verständlich, doch für mich ging es ums Ganze. Ein Opfer hatte gereicht, und ich wußte jetzt, wie ich die verdammten Lassos der teuflischen Zwerge zerstören konnte.

Zunächst einmal mußte ich mich um den Jungen kümmern. Wie ich die Gnome einschätzte, ließen diese kein Opfer aus, und Jan Behnfeld war in diesem Fall hilflos.

Vielleicht hatten sich diese kleinen Wesen für unbesiegbar gehalten.

Daß sie es nicht waren, konnte ich ihnen beweisen. Zum Glück hatte sie dieser Beweis geschockt, so daß sie sich nicht bewegten und an ihrem Fleck blieben.

Den Dolch steckte ich nicht weg, das Kreuz ließ ich vorerst liegen, ohne es zu aktivieren. Mit der freien Hand packte ich den Jungen an der Schulter und riß ihn in die Höhe.

Er reagierte überhaupt nicht, kam mir wie eine Puppe vor. Ich schleuderte ihn nach hinten. Er taumelte durch den Sand. Bevor er fallen konnte, fing ich ihn ab.

»Lauf!« brüllte ich in sein Ohr. »Verdammt, Junge, lauf weg! Ich mache das hier!«

Jan schaute mich an und blickte hindurch. Er hatte nicht verstanden.

Ich mußte ihn loslassen. Vor meinen Augen fiel er zu Boden. Der Sand dämpfte seinen Sturz.

Ich kümmerte mich um die Zwerge.

Gerade noch rechtzeitig, denn die erste glühende Lassoschnur huschte bereits auf mich zu.

Bevor sie mich erreichen konnte, war ich schon in die Knie gesackt, und die Schlinge flog über meinen Kopf hinweg. Ich änderte meine Stellung, der Arm fuhr in die Höhe, und als das Band zurückwischte, da berührte es auch die Dolchklinge.

Wieder entstand der Blitz.

Abermals hörte ich das Heulen, und im nächsten Augenblick jagte der zweite Zwerg raketengleich in die Luft, um irgendwo zwischen Himmel und Erde zu Staub zu werden.

Nur noch drei.

Es sah immer besser aus.

Aber diese bösartigen Gnome waren vorsichtiger geworden. Sie hatten aus den Niederlagen sehr wohl gelernt und griffen nicht mehr so stürmisch an wie die beiden ersten.

Sie fächerten auseinander und bildeten einen großen Halbkreis.

Ich mußte höllisch aufpassen, denn die kleinen Wesen waren schnell.

Sie huschten wie im Sauseschritt über den Sandboden. Einer wollte in meinen Rücken gelangen.

Ich vereitelte die Absicht, denn ich startete und rannte genau auf ihn zu.

Damit kürzte ich den Winkel ab, jetzt mußte er reagieren und schleuderte sein Lasso.

Aus dem Lauf heraus ließ ich mich zu Boden fallen. Der feuchte Sand dämpfte den Aufprall, das Lasso fuhr über meinem Kopf hinweg, blieb jedoch in meiner Höhe für einen winzigen Moment stehen, um sich rasch wieder zu senken.

Es hätte mich getroffen, wenn ich es vorher nicht mit dem Dolch berührt hätte.

Abermals spürte ich den nur geringen Widerstand, aber der Gnom wurde nicht in die Höhe geschleudert. Allen Gesetzen zum Trotz lief er auf mich zu. Ich sah seine Augen größer werden, richtete mich schon auf einen Kampf ein, als er einen Meter vor mir hochgerissen und zu einem Glutball wurde.

Die weißmagische Kraft katapultierte ihn der See entgegen, und irgendwo über den Wellen verschwand er in der Dunkelheit der Nacht.

Jetzt nur noch zwei!

Ich kam wieder auf die Beine. Auf dem verdammten Sand rutschte ich noch aus, weil ich einen zu großen Schritt machte. Ich mußte mit Schrecken ansehen, daß sich die beiden restlichen Gnome von mir

abgewandt hatten.
Sie kreisten ihr neues Opfer ein.
Jan Behnfeld.
Der Junge hatte Angst. Ich sah zwar sein Gesicht nicht, die Entfernung war zu groß, doch seinen Bewegungen entnahm ich, daß ihn Panik ergriffen hatte.
Er lief rückwärts.
Seine Arme hielt er ausgestreckt, als könnte er auf diese Art und Weise die Zwerge stoppen.
Sie dachten nicht daran, stehen zubleiben. Im Gegenteil, sie wurden schneller und schleuderten ihre Lassos.
Daß es dem Jungen gelang, sich zu retten, war reiner Zufall. Er mußte schon sehr weit springen, um den tödlichen Schlingen zu entgehen.
Ich war inzwischen gestartet, aber noch zu weit weg, um effektiv eingreifen zu können.
Die Lage spitzte sich innerhalb einer Sekunde zu. Jan lag auf dem Rücken und brüllte seine Not hinaus, und sein Schreien wurde auch gehört.
Aus der Dunkelheit erschien ein Schatten.
Gewaltig kam er mir vor, und er wurde noch länger, denn aus seiner rechten Hand schien sich etwas zu lösen, das auseinander fächerte und haargenau traf.
Es waren die drei Riemen der Dämonenpeitsche.
Der am nächsten an Jan Behnfeld stehende Zwerg bekam die Schnüre voll mit. Sie umwickelten seinen Körper, rissen ihn hoch, als Suko an der Waffe zog, und vernichteten ihn.
Sand rieselte nach unten.
Den zweiten erwischte ich.
Ich war stehen geblieben, hatte die Beretta gezogen und zielte ungefähr dorthin, wo sich die glühenden Augen befanden.
Kurz war der fahle Mündungsblitz, hart der Einschlag. Meine Kugel hatte den Zwerg erwischt.
Töten konnte sie ihn nicht, die Aufprallwucht schleuderte den Gnom nur zurück, und das war auch etwas wert.
Den Rest erledigte Suko.
Sand wurde noch mit in die Höhe geschleudert, so wuchtig hatte er die Peitsche niedersausen lassen.
Dann ging er einige Schritte vor und half dem vor Angst schlotternden Jan auf die Beine.
Er sagte nichts und hielt dem Blick des Jungen nur stand.
Ich hob mein Kreuz auf. Ein wenig müde ging ich durch den Sand auf meinen Freund zu.
»Ist Sylt gesäubert?« fragte der Chinese.

»Ich hoffe es. Nur haben wir keine Spur von dem entdeckt, was wir eigentlich gesucht haben!«

»Bist du sicher?«

Ich sah Sukos Grinsen und wußte, dass er noch einen Trumpf in der Hand hielt.

Es war der vierte Dolch, den er aus seiner Tasche holte. »Das ist doch auch was, oder?«

Sprachlos nickte ich ihm zu.

Erna Lengerich war noch immer bewusstlos.

Drei Jungen hockten am Feuer. Sie waren nicht fähig zu sprechen, sondern starrten nur dumpf in die Aschereste. Wir aber wollten wissen, wie die Frau an den Dolch gelangt war.

Mit Suko sprach ich darüber.

Er hob die Schultern und berichtete mir in Stichworten davon, was er durch sein Lauschen erfahren hatte.

»Ganz klar ist mir die Sache nicht«.

»Mir auch nicht«, sagte mein Freund.

Ich deutete auf die Bewusstlose. »Du kannst sagen, was du willst, aber wir sollten uns einmal näher mit ihr beschäftigen. Die weiß mehr, als sie bisher zugegeben hat.«

Der Meinung war Suko auch.

»Und was machen wir mit ihr?« fragte er noch.

»Vielleicht schaffen wir sie erst einmal in ihr Haus.«

»Das wäre am besten.«

Wieder kehrten wir in das Haus der Lengerichs zurück. Suko legte die Gefangene auf den Boden, während ich mich per Telefon mit unserem deutschen Freund, Kommissar Mallmann, in Verbindung setzte. Trotz der späten Stunde wurde Will hellwach, als er hörte, was ich ihm zu berichten hatte.

Er versprach, sofort die nötigen Dinge in die Wege zu leiten. Vor allen Dingen sollte der Fall nicht an die große Glocke gehängt werden. Das war auch in unserem Sinne.

Die drei Jungen waren nach Hause gegangen. Wir konnten im Augenblick nichts für sie tun. Sie hatten soviel Schreckliches erlebt, daß die einen Psychologen brauchten, um das alles überwinden zu können.

Als ich den Hörer auflegte und mich umdrehte, stand Suko dicht hinter mir. In der linken Hand hielt er eine kleine Papprolle und wollte sie mir übergeben.

Erstaunt blickte ich ihn an. »Was ist das denn?«

»Öffne mal den weißen Deckel. Ich habe schon nachgeschaut.«

Gern kam ich der Aufforderung nach, löste den Verschluss und griff mit zwei Fingern in die Rolle hinein.

Etwas knisterte, und eine halbe Sekunde später holte ich einen

zusammengerollten Zettel hervor.

Ich entfaltete und glättete ihn. Mit einer Nachricht hatte ich gerechnet.

Ich las halblaut. »Hiermit laden wir Sie herzlich ein zum Maskenball der Monster.«

Suko sah mein erstauntes Gesicht und lachte. »So dumm habe ich auch aus der Wäsche geschaut.«

»Maskenball der Monster«, flüsterte ich. »Was ist das denn?«

»Kann ich dir auch nicht sagen, aber ich weiß, wo uns der Weg demnächst hinführen wird. Und du, John, brauchst wirklich kein Kostüm. So wie du bist, fällst du zwischen all den Besuchern überhaupt nicht auf…«

ENDE